

**Arbeitskreis Militär und Gesellschaft  
in der Frühen Neuzeit e. V.**

**Militär und Gesellschaft  
in der Frühen Neuzeit**

**16 (2012) Heft 1**

Universitätsverlag Potsdam



**Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der  
Frühen Neuzeit e. V.**

**Militär und Gesellschaft  
in der Frühen Neuzeit**

**16 (2012) Heft 1  
Universitätsverlag Potsdam**

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.de/> abrufbar.

### **Universitätsverlag Potsdam 2012**

<http://verlag.ub.uni-potsdam.de/>

Universitätsverlag Potsdam, Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam

Tel.: +49 (0)331 977 2533 / Fax: -2292

E-Mail: [verlag@uni-potsdam.de](mailto:verlag@uni-potsdam.de)

### **Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit**

wird herausgegeben im Auftrag des AK Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e. V. vom Lehrstuhl für Militärgeschichte der Universität Potsdam und erscheint mit freundlicher Unterstützung des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes in Potsdam.

Satz: Martin Meyerhoff, [wissensatz.de](http://wissensatz.de)

ISSN 1617-9722 (print)

ISSN 1861-910X (online)

Zugleich Online veröffentlicht auf dem Publikationsserver der Universität Potsdam

URL <http://pub.ub.uni-potsdam.de/volltexte/2012/6042/>

URN [urn:nbn:de:kobv:517-opus-60420](http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-opus-60420)

[<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-60420>]

## Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

mit dem neuen Heft des inzwischen 16. Jahrgangs der Zeitschrift *Militär und Gesellschaft* in der Frühen Neuzeit möchte ich Sie als neue Beisitzerin des Vorstandes herzlich begrüßen. Mit diesem Heft habe ich außerdem die Leitung der Redaktion von Ulrike Ludwig übernommen, die mit viel Engagement und Umsicht die Zeitschrift jahrelang betreut hat.

Nachdem sich die letzten beiden Ausgaben als Themenhefte jeweils bestimmten thematischen Aspekten gewidmet haben, bietet das aktuelle Heft wieder ein gewohnt breites Spektrum an militärgeschichtlichen Fragestellungen und Themen.

Eberhard Birk untersucht in seinem Beitrag die Lineartaktik des 18. Jahrhunderts, allerdings stellt er dabei nicht die militärtechnisch-funktionalen Aspekte in den Vordergrund, sondern fragt nach jenen zeitgenössischen Ordnungs- und Wertevorstellungen, die diese Strategie ermöglicht und beeinflusst haben.

Shinko Taniguchi führt uns in ihrem Aufsatz in die Forschungslandschaft der Militärgeschichte zur Frühen Neuzeit in Japan ein und kann dabei immer wieder spannende Parallelen zu den Entwicklungen in Deutschland ziehen, sowohl was die historischen Befunde wie auch die Entwicklung des Forschungszweiges Militärgeschichte angeht.

Aus einer kunsthistorischen Perspektive analysiert anschließend Ojärs Spärītis die kartographische Darstellung der Belagerung Rigas durch die Truppen des schwedischen Königs Gustav II. Adolf. Dabei beleuchtet er eingehend den Quellenwert derartiger Darstellungen für die frühneuzeitliche Militärgeschichte.

## *Editorial*

Abschließend stellt Oleg Rusakovskiy sein Dissertationsprojekt über die Anpassungs- und Überlebensstrategien von zwei süddeutschen ländlichen Gemeinden während des Dreißigjährigen Krieges vor.

Der Rezensionsteil sowie der Bericht über die 9. Jahrestagung des AMG in Göttingen sowie die Kriegsunternehmertagung in Brüssel beschließen das Heft.

Ich wünsche Ihnen eine angenehme Lektüre und verbleibe mit den besten Grüßen

*Carmen Winkel*

## Inhalt

Editorial ..... 3

### AUFSÄTZE

*Eberhard Birk*

Die Lineartaktik im Spiegel zeitgenössischer  
Ordnungsvorstellungen ..... 7

*Shinko Taniguchi*

Neue Forschungen zur japanischen Militärgeschichte  
des 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts ..... 41

*Ojārs Spārītis*

Die kartographische Darstellung der Belagerung Rigas  
von Georg Schwengeln (1621) als kulturhistorisches Zeugnis ..... 69

### PROJEKT

*Oleg Rusakovskiy*

Ländliche Gesellschaft im Notstand. Die Ämter Besigheim  
und Bietigheim im Dreißigjährigen Krieg  
(Dissertationsprojekt, Tübingen/Moskau) ..... 93

### REZENSIONEN

*Bernhard R. Kroener*

Walter Krüssmann, Ernst von Mansfeld (1580–1626).  
Grafensohn, Söldnerführer, Kriegsunternehmer gegen  
Habsburg im Dreißigjährigen Krieg.  
(= Historische Forschungen, Bd. 94), Berlin 2010 ..... 101

## Inhalt

*Frederic Groß*

Werner Gebhardt, Die Schüler der Hohen Karlsschule.  
Ein biographisches Lexikon, unter Mitarbeit von  
Lupold von Lehsten und Frank Raberg, Stuttgart 2011 ..... 105

### TAGUNGSBERICHTE

*Stefan Droste, Sven Petersen*

Tagungsbericht *Militärische Wissenskulturen in der  
Frühen Neuzeit. 9. Jahrestagung des Arbeitskreises  
Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit vom  
1. bis 3. Dezember 2011 in Göttingen*..... 109

*Markus Meumann*

Tagungsbericht *War, the State and Entrepreneurs  
in Early Modern Europe* vom 1. Dezember bis  
2. Dezember 2011 in Brüssel..... 118

Autorenverzeichnis ..... 128

Veröffentlichungen des AMG ..... 129

# Aufsätze

**Eberhard Birk**

## Die Lineartaktik im Spiegel zeitgenössischer Ordnungsvorstellungen<sup>1</sup>

### *I. Hinführung*

*Ich kann wohl sagen, mein Lebtage nichts Schöneres gesehen zu haben. Sie marschierten mit der größten Contenance und so schnurgleich, als wenn es auf dem Paradeplatz wäre. Das blanke Gewehr machte in der Sonne den schönsten Effekt, und ihr Feuer ging nicht anders als ein stetiges Donnerwetter. Unsere Armee ließ den Mut völlig sinken.<sup>2</sup> Dem gegenüber stand die Beschreibung der eigenen Seite: Unsere mit rasch angeworbenen Rekruten aufgefüllten Infanteriebataillone begannen schon auf 1.000 Schritt auf den Feind zu feuern und hatten sich vor der Zeit ohne Not verschossen, wobei auch bei vielen Füsiliere die hölzernen Ladestöcke zerbrochen waren. Es war bald ein Jammer, diese armen Rekruten zu sehen, wie sich der eine hinter dem anderen versteckte, so zwar, daß die Bataillone bald 30 bis 40 Mann tief standen und die preußische Artillerie zu all dem noch 90 Kanonenschüsse in der Zeit eines Vaterunsers abgab.*

So beschrieb ein österreichischer Offizier die entscheidende Phase der Schlacht bei Mollwitz am 10. April 1741 – die erste Schlacht des Ersten Schlesischen Krieges gegen preußische Truppen. Kaum ein an-

---

<sup>1</sup> Der Aufsatz folgt als inhaltlich und thematisch erweiterte Form den argumentativen Grundlinien meines Beitrages: *Ich kann wohl sagen, mein Lebtage nicht Schöneres gesehen zu haben*. Ein neuer Blick auf die Lineartaktik, in: Österreichische Militärische Zeitschrift 3/2012, S. 267–275.

<sup>2</sup> Zit. nach: Curt Jany, Geschichte der Preußischen Armee vom 15. Jahrhundert bis 1914, Bd. 2, 2. Aufl., Osnabrück 1967, S. 38.

deres zeitgenössisches Zitat ist vor dem Hintergrund einer Schlachtbeschreibung geeignet, so viele Details über das Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis der Lineartaktik im Rahmen absolutistischer Landkriegführung zwischen ästhetischem Wohlgefallen und offenem Ausgesetzt-Sein gegenüber feindlichem Feuer zu verdeutlichen: Grundsätze der Truppenführung, wirtschaftliche Ressourcen und Bewaffung, geometrische Ordnung und deren Auflösung, Disziplin, Moral und außerweltlicher Beistand. Das wirft auch die grundsätzliche Frage auf, mit welcher Motivation die Soldaten kämpften, deren Erfahrungsräume in Kriegen, Feldzügen und Schlachten von den Faktoren Stress, Furcht, Verwundung und Tod geprägt waren.<sup>3</sup> Gerade letztere, *weiche* Facetten des frühneuzeitlichen resp. absolutistischen Militärwesens wurden in den letzten zwei Jahrzehnten durch eine kaum mehr überschaubare *Militärgeschichte von unten*<sup>4</sup>, getrieben von struktur-, sozial- und kulturgeschichtlichen Forschungsdesigns, geradezu als *akademisch-zivilisierter* Kontrapunkt zu den davor betriebenen *harten* Generalstabsstudien ausführlich erforscht.<sup>5</sup> Dabei rückte mehr der Mensch als der Befehlen und Ordnungsschemata gehorchende Soldat, mehr das Subjekt als das Objekt, in den Fokus des wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses.<sup>6</sup> Doch die soldatischen sozialen und existenziellen Erfahrungsräume im Unten sind beim

---

<sup>3</sup> Vgl. dazu Sascha Möbius, Mehr Angst vor dem Offizier als vor dem Feind? Eine mentalitätsgeschichtliche Studie zur preußischen Taktik im Siebenjährigen Krieg, Saarbrücken 2007.

<sup>4</sup> Zu Begriff und Konzept vgl. Wolfram Wette (Hrsg.), Der Krieg des kleinen Mannes. Eine Militärgeschichte von unten, München 1992.

<sup>5</sup> Die Anregung hierzu ging aus von Ernst W. Hansen, Zur Problematik einer Sozialgeschichte des deutschen Militärs im 17. und 18. Jahrhundert. Ein Forschungsbericht, in: Zeitschrift für Historische Forschung 6 (1979), S. 425–460; vgl. zudem Jutta Nowosadtko, Krieg, Gewalt und Ordnung. Einführung in die Militärgeschichte, Tübingen 2002, S. 154–161 sowie zu einem Überblick über die facettenreiche Dimensionen moderner militärhistoriografischer Ansätze Bernhard R. Kroener, Militär in der Gesellschaft. Aspekte einer neuen Militärgeschichte der Frühen Neuzeit, in: Thomas Kühne, Benjamin Ziemann (Hrsg.), Was ist Militärgeschichte? Paderborn u. a. 2000, S. 283–299.

<sup>6</sup> Vgl. Ralf Prüve, Vom Schmuttelkind zur anerkannten Subdisziplin? Die ›neue Militärgeschichte‹ der Frühen Neuzeit. Perspektiven, Entwicklungen, Probleme, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 51 (2000), S. 597–612.

Militär in der Regel Ausfluss des Führungs- und Ordnungsanspruches des Oben.

Daher sahen und beurteilten zeitgenössische Offiziere die für sie wahrnehmbare Phänomenologie der Lineartaktik als ideale militärische Verkörperung einer eingeübten, höchst rationalen Vollendung der Kriegs- bzw. Feldherrnkunst: *Ihre Haltung war bewundernswert trotz dem unausgesetzten Feuer, das sie unsererseits auszuhalten hatten; sie formierte sich trotzdem in der schönsten Ordnung [...] Diese ganze, große Front schien wie von einer einzigen Triebkraft bewegt; sie rückte Schritt für Schritt mit überraschender Gleichförmigkeit vor [...] Sobald sie in unserem Gesichtskreis Bewegungen machten, führten sie diese mit solcher Geschwindigkeit und Genauigkeit aus, dass es eine Freude zu sehen war*, so berichtete der Offizier weiter.<sup>7</sup> Die Präzision der preußischen Infanterie, die ihre Manöver im Rahmen der Lineartaktik auf dem Schlachtfeld ausführte, löste vor dem Hintergrund dieser und anderer Beschreibungen nicht nur professionelle Bewunderung aus – für Friedrich II. waren seine Infanteristen in eben dieser Schlacht *lauter caesars und die ofircirs davon lauter Helden*<sup>8</sup>. Darüber hinaus bewirkte sie auch ein ästhetisches Gefallen,<sup>9</sup> das in der Militärgeschichtsschreibung über diese Ära noch ins 20. Jahrhundert nachhallte, wie in der Beschreibung des entscheidenden Durchbruchs in der Schlacht bei Höchstädt am 13. August 1704 ersichtlich wird: *With trumpets blaring and kettle-drums crashing and standards tossing proudly above the plumage and the steel, the two long lines, perfectly timed from end to end, swung upwards at a trot, that quickened ever as they*

---

<sup>7</sup> Zit. nach: Carl Hans Hermann, *Deutsche Militärgeschichte. Eine Einführung*, Frankfurt/M. 1966, S. 112.

<sup>8</sup> Zit. nach: Christopher Duffy, *Friedrich der Große. Ein Soldatenleben*, Zürich 1986, S. 57.

<sup>9</sup> Der Prince de Ligne empfand den Aufmarsch der preußischen Infanterie und ihre Entwicklung zur, indes erfolglosen, schiefen Schlachtordnung bei Kolin am 18. Juni 1757 geradezu als unvergesslich, vgl. Johann Christoph Allmayer-Beck, *Die friderizianische Armee im Spiegel ihrer österreichischen Gegner*, in: Friedrich der Große und das Militärwesen seiner Zeit, hrsg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Herford 1987, S. 33–54, hier S. 38.

*closed upon the french.*<sup>10</sup> Diese *Gefechtsfeld- und Schlachtenästhetik* ist auch der Schilderung des Freikorporals des Regiments Meyerinck zu entnehmen, der seine Eindrücke unmittelbar vor Beginn der Schlacht bei Leuthen am 5. Dezember 1757 wiedergibt<sup>11</sup>: *Man kann sich nichts Vortrefflicheres und Regulaires in der Welt vorstellen, als den Anblick von dieser kleinen Anhöhe; voran die ganze Kayserliche Armee, über deren Menge das forschende Auge ermüdet, und hinter uns, die Front gegen den Feind, die gantze preußische Armee in Schlachtordnung. Unsere Armee avancierte mit klingendem Spiele en Parade. Die Ordnung war ebenso vortrefflich als irgend bey einer Parade zu Berlin.*<sup>12</sup> Was in diesen Schilderungen wie eine objektive Deskription eines einheitlichen Vorganges dargestellt wird, spiegelt sich in einer Vielzahl von Darstellungen über die rein militärspezifischen Aspekte der Funktionalität der Linneartaktik.<sup>13</sup>

Die 1726 erschienenen Militärenzyklopädien ‚Vollkommener Teutscher Soldat‘ von Hannß Friedrich Fleming und die *Art de la guerre*

---

<sup>10</sup> Frank Taylor, *The wars of Marlborough 1702–1709*, vol. 1, Charleston 2009 (ND der Ausgabe von 1921), S. 223.

<sup>11</sup> Zur Schlacht bei Leuthen vgl. Eberhard Birk, *Die Schlacht bei Leuthen am 5. Dezember 1757. Eine multiperspektivische Annäherung*, in: *Österreichische Militärische Zeitschrift* 1 (2008), S. 35–48.

<sup>12</sup> C. F. Barsewisch, *Meine Kriegs-Erlebnisse während des Siebenjährigen Krieges 1757–1763*, Berlin 1863 [=Von Rossbach bis Freiberg: 1757–1763. Tagebuchblätter eines friderizianischen Fahnenjunkers und Offiziers / Ernst Friedrich Rudolf von Barsewisch. Nach dem wortgetreuen Erstabdr. von 1863 neu hrsg., komm. und bearb. von Jürgen Olmes (1959)], S. 33.

<sup>13</sup> Diese sind, wenngleich monographische Studien und Aufsätze fehlen, Legion und kaum mehr überschaubar. Stellvertretend für sie sei hier genannt Volkmar Regling, *Grundzüge der Landkriegführung zur Zeit des Absolutismus und im 19. Jahrhundert*, in: *Militärgeschichtliches Forschungsamt (Hrsg.), Deutsche Militärgeschichte 1648–1939*, 6 Bde, hier Bd. 6 Abschnitt IX, München 1983, S. 26–58; Siegfried Fiedler, *Kriegswesen und Kriegführung im Zeitalter der Kabinettskriege*, Koblenz 1986; Jürgen Luh, *Kriegskunst in Europa 1650–1800*, Köln u. a. 2004. Wenn auch für die Mitte des 18. Jahrhunderts, aber die Grundprobleme der Wechselwirkung von Politik und Kriegführung thematisierend: Johannes Kunisch, *Das Mirakel des Hauses Brandenburg. Studien zum Verhältnis von Kabinettpolitik und Kriegführung im Zeitalter des Siebenjährigen Krieges*, München, Wien 1978, S. 55–75 mit einem fundierten politisch-militärischen Abriss über ‚Die Kriegskunst des 18. Jahrhunderts‘ sowie Ders., *Friedrich der Große. Der König und seine Zeit*, München 2004, S. 176–181.

von Charles Sevin de Quincy<sup>14</sup> beschreiben und analysieren Taktik und Schlachtordnung sowie die operativen Bewegungen; dabei geben sie *international konforme, als selbstverständlich geltende Schemata wieder*.<sup>15</sup> Deren exakte Beherrschung und präzise Umsetzung durch die kommandierenden Generale bereits in der Annäherung und im Vorfeld der Aufstellung zur Schlacht lag darin begründet, dass im *Antlitz der Schlacht*<sup>16</sup> die zum Teil kilometerlangen Frontbreiten kaum mehr umdisponiert werden konnten; Anlage und Aufstellung hatten einen entscheidenden Einfluss auf Verlauf und Ausgang des Gefechts. Darüber hinaus gab ihr das defensive Element der Grundhaltung der eingenommenen Linie bei kluger Gelände- resp. Stellungswahl einen hohen Verteidigungswert. Die geschlossene Form der Lineartaktik findet ihre Begründung in der Regel darin, dass sie militärischer Funktionalität geschuldet war. Insbesondere wirtschaftliche und technische Gründe lagen dem zugrunde: Gezogene Läufe, die eine höhere Schussdistanz und mehr Präzision erlaubt hätten, waren für die Massenproduktion zu teuer und beim Laden zu zeitaufwändig. Die daher benutzten Steinschlossflinten konnten nur bei Massenerfeuer auf kurze Distanz effektiv eingesetzt werden. Es galt daher, die Soldaten darin zu üben, erst nah am Gegner mit dem Feuern zu beginnen. Diese psychologische Anspannung für die Soldaten erforderte das Einüben stoischer Disziplin. Die Desertion als Hauptproblem stehender Heere,<sup>17</sup>

---

<sup>14</sup> Hannß Friedrich von Fleming, *Der Vollkommene Teutsche Soldat*. Osnabrück 1967 [ND der Ausgabe Leipzig 1726] und M. de Quincy, *L'art de la guerre ou maximes sur l'art militaire*, Paris 1726.

<sup>15</sup> Wolfgang Petter, *Zur Kriegskunst im Zeitalter Friedrichs des Großen*, in: Bernhard R. Kroener (Hrsg.), *Europa im Zeitalter Friedrichs des Großen*. Wirtschaft, Gesellschaft, Kriege, München 1989, S. 245–268; hier S. 255.

<sup>16</sup> John Keegan, *Die Schlacht*. Azincourt 1415, Waterloo 1816, Somme 1916, München 1981.

<sup>17</sup> Vgl. zum Problem der Desertion in frühneuzeitlichen Heeren Jörg Muth, *Flucht aus dem militärischen Alltag*. Ursachen und individuelle Ausprägung der Desertion in der Armee Friedrichs des Großen, Freiburg/BrsG. 2003 sowie Michael Sikora, *Disziplin und Desertion*. Strukturprobleme militärischer Organisation im 18. Jahrhundert, Berlin 1996 und ders., *Verzweiflung oder ‚Leichtsinn‘? Militärstand und Desertion im 18. Jahrhundert*, in: Bernhard R. Kroener, Ralf Pröve (Hrsg.), *Krieg und Frieden*. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit, Paderborn u. a. 1996, S. 237–264.

das Fehlen militärischer Führungsmittel für ein verstreutes Gefecht und die Ungenauigkeit des Einzelfeuers ließen demnach letztlich eine andere Organisation und Aufstellung der Soldaten für die Schlacht nicht zu, da derartige Optionen *alle militärischen Anschauungen und Dogmen geradezu auf den Kopf stellten*.<sup>18</sup>

Doch so dominant das konventionell militärtechnisch-funktionale Erklärungs- bzw. Deutungsmuster systemimmanenter Zwangsläufigkeit als *Meistererzählung* auch sein mag – es hält dem historischen Befund nicht in jeder Hinsicht Stand. Die Erfahrungen von Heerführern in Schlachten sowie diverse Versuche mit Schießübungen und feststellbarer Ziel- und Treffleistungen ergaben ein vollkommen unerwartetes Ergebnis hinsichtlich der zuvor weit überbewerteten Letalwirkung von abgegebenem Salven- bzw. Pelotonfeuer in den gegnerischen Linien. Zwei Beispiele mögen dies illustrieren: 1755 ließ Friedrich II. Soldaten seiner Leibkompanie auf eine zehn Schritt breite und zehn Fuß hohe Wand feuern – aus 300 Schritt Entfernung trafen zwischen 10 und 13 Prozent, aus 200 Yards Entfernung trafen kniend nur 16 Prozent, stehend auf 150 Yards nur 6,6 Prozent! Vier Jahrzehnte zuvor waren die Treffleistungen noch schlechter. Der spätere französische Maréchal de Saxe inspizierte, nachdem er während der Schlacht bei Belgrad 1717 zwei Bataillone österreichischer Infanterie (je 700 Mann) auf eine Entfernung von nur 30 Schritt auf eine osmanische Truppenformation feuern sah, das Ergebnis – und stellte zu seinem Erstaunen fest, dass lediglich 32 tote feindliche Soldaten auf dem Boden lagen. Die nicht Getroffenen hieben mit ihren Säbeln die beiden Bataillone entzwei.<sup>19</sup>

---

<sup>18</sup> Frank Wernitz, Die preußischen Freitruppen im Siebenjährigen Krieg 1756–1763. Entstehung – Einsatz – Wirkung, Wölferheim-Berstadt 1994, S. 12.

<sup>19</sup> Vgl. Jürgen Luh, Ancien Régime Warfare and the Military Revolution. A Study, Groningen 2000 mit den Beispielen auf S. 144 und S. 148 sowie für die preußischen Zahlen zudem Duffy, Friedrich der Große und seine Armee, 2. Aufl., Stuttgart 1983, S. 131.

Selbst in der Schlacht bei Krefeld am 23. Juni 1758 während des Siebenjährigen Krieges stand die Trefferwirkung der Kanonen und Musketen, d. h. die Verlusten, in schier unglaublichem Verhältnis zur verschossenen Munition. Lediglich ein Prozent hatte ihr ‚Ziel‘ erreicht: *The invention of powder has brought more terrifying, but not more deadly weapons*, so bilanzierte Christian Heinrich von Westphalen die Tatsache, dass die Mehrheit der Toten und Verwundeten den Blankwaffen zum Opfer fielen.<sup>20</sup> Viele Militärs wollten dieser Erfahrungen wegen gar auf den weiteren Einsatz von Feuerwaffen verzichten und hoben die schlachentscheidende Bedeutung des Bajonettangriffes hervor.<sup>21</sup> In seinem Politischen Testament von 1752 schrieb Friedrich II.: *Ich habe sie zum Angriff im Geschwindschritt, nur mit Bajonett ohne Schießen erzogen, weil solch kühner Vorstoß sicher den Feind vertreibt und weniger Verluste bringt als langsames Vorgehen*,<sup>22</sup> bei dem die eigenen Truppen dem feindlichen Feuer ausgesetzt sind.

Es stellt sich daher die Frage, weshalb weiterhin an einer Formation mit normativem Charakter festgehalten wurde, obwohl diese ihre militärische Funktionalität nicht zu jeder Zeit und in jeder Schlacht unter Beweis stellen konnte. Hinzu mag die Überlegung kommen, dass eine gewonnene Schlacht nicht notwendigerweise auch Vorteile bei Verhandlungen mit dem Gegner bringen musste – Diplomaten konnten bei Friedenskongressen durchaus die Niederlagen im Felde durch überlegene Verhandlungskunst kompensieren.<sup>23</sup> Auch im 18. Jahrhundert leitete in der Regel mehr die Ressourcenermattung<sup>24</sup>

---

<sup>20</sup> Zit. nach: Luh, *Ancien Régime Warfare* (wie Anm. 18), S. 137 mit einer weiteren Nennung noch schlechterer Trefferergebnisse bei Übungen auf S. 138.

<sup>21</sup> Vgl. Christopher Duffy, *The Military Experience in the Age of Reason*, London 1987, S. 204–206.

<sup>22</sup> Zit. nach: Alfred Ritter (Hrsg.), *Friedrich der Große. Werke und Schriften*, Augsburg 1998, S. 951.

<sup>23</sup> Vgl. Heinz Duchhardt, *Friedenswahrung im 18. Jahrhundert*, in: *Historische Zeitschrift* 240 (1985), S. 265–282.

<sup>24</sup> Vgl. Hans Delbrück, *Geschichte der Kriegskunst*, Bd. IV (photomechanischer Nachdruck der ersten Aufl. von 1920), Berlin 1962, S. 427 f. und Bernhard R. Kroener, *Wirtschaft und Rüstung der europäischen Großmächte im Siebenjährigen Krieg. Überlegungen zu einem vergleichenden Ansatz*, in: *Friedrich der Große und das Militärwesen seiner Zeit*, Herford 1987, S. 143–175 sowie ders., *Die*

als der militärische Schlachtenerfolg den Friedensprozess ein. Dies verdeutlicht auch, dass die Relevanz des Schlagens im System militärischer Landkriegführung im Zeitalter des Absolutismus keinen unbedingten Stellenwert besaß. Vor dem Hintergrund dieses diplomatischen *window of opportunity* wäre die Chance der Erprobung resp. Umsetzung von Modifikationen neuer militärtheoretischen Überlegungen durchaus im Bereich des Denkbaren gewesen.

Dennoch kam man bis ins späte 18. Jahrhundert kaum über erste bescheidene Anfänge hinaus,<sup>25</sup> obwohl die sachliche Kritik die im militärischen System feststellbaren Defizite schonungslos entlarvte. Denn tatsächlich konnte die Lineartaktik mit ihren Soldaten, die *wie die Aufzüge der Fäden an den Geschirren eines Weberstuhls* agierten, so erscheinen, als sei sie *mit einem Gepränge und mit Zeremonien vergesellschaftet, die von den Formalitäten eines Land- oder Reichstages abgesehen* waren. Die Realität widersprach der Theorie: *Die prächtige Evoluzion gewährt aber doch nur einen frohen Genuß des Exerzierfeldes, und selbst den nicht immer. Ein umgepflügter Acker, ein zerwühlter Anger hindern mächtig, aus der Harmonie wird Dissonanz [...] – jeder umkehrende Verwundete, jeder niederstürzende Todte, die wie Aepfel von einem geschüttelten Baume fallen – zerrüttet sie im Avanzieren doppelt.* Auch die intellektuellen Dispositionen der befehlenden Offiziere seien zu mechanisch: *Der spekulierende Manövrst denkt fast immer [...] einen geduldigen schaaftartigen Gegner zu bearbeiten und will vorher wissen, will ausmessen, will bestellen, und jedem seine Rolle genau vorzeichnen.*<sup>26</sup>

---

materiellen Grundlagen österreichischer und preußischer Kriegsanstrengungen 1756–1763, in: Kroener (Hrsg.), *Europa im Zeitalter Friedrichs des Großen* (wie Anm. 14), S. 47–78.

<sup>25</sup> Vgl. Helmut Schnitter, *Thomas Schmidt, Absolutismus und Heer*, Berlin/Ost 1987, S. 154–172.

<sup>26</sup> So Georg Heinrich von Berenhorst, *Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit: auch für Layen verständlich, wenn sie nur Geschichte wissen*; Abth. 2 (1798), hier zitiert nach: Georg Eckert, *Von Valmy bis Leipzig*, Hannover-Frankfurt/M. 1955, S. 61–66.

Grundsätzlich wurden daher auch von der frühneuzeitlichen Forschung gewisse Innovationshemmnisse konstatiert, die die militärische Effizienz geradezu verhinderten – wie zum Beispiel die Beibehaltung der Flinte als Hauptbewaffnung der Infanterie gegenüber der mit gezogenem Lauf ausgestatteten Büchse, die mittels des damit ermöglichten gezielten Schusses auf adlige Offiziere die sozial-hierarchisch geordnete (Standes-) Welt bedrohte. Dies führte dazu, *dass in verschiedenen militärischen Bereichen Veränderungen unterblieben, die für den Dienst im Felde sehr sinnvoll und leicht ausführbar gewesen wären. Es hat außerdem den Anschein, als ob diese Unterlassung sehr bewusst geschah und dass dafür gesellschaftliche Phänomene der Zeit verantwortlich waren.*<sup>27</sup>

Es gilt deshalb, sich vor dem Hintergrund dieser Phänomenologie der Lineartaktik mit einer, die gesamte Epoche in Augenschein nehmenden, differenzierteren Fragestellung zu nähern: Dabei gilt es zu klären, ob es weitere Argumente für die Einführung resp. Beibehaltung der Lineartaktik gab, die bei einer Analyse bisher zu Unrecht lediglich peripher – wenn überhaupt – behandelt wurden, und ob diese möglicherweise eher außerhalb militärischer Rationalität lagen. Dabei soll die Bedeutung systemimmanenter militärisch-funktionaler Begründungen nicht grundsätzlich in Frage gestellt werden; vielmehr gilt es aufzuzeigen, dass dieser Ansatz *ein* möglicher aber nicht alleiniger Grund für die Phänomenologie der Lineartaktik war. Wenn nach Clausewitz der Krieg zwar eine eigene Grammatik besitzt, so soll es weniger um eine *ars grammatica* der Lineartaktik gehen, als vielmehr um den Versuch einer De-Chiffrierung der geistigen Quellen der Lineartaktik sowie der Zusammenschau diverser Erklärungslinien und einzelner Charakteristika.

Dabei soll die These belegt werden, dass die Lineartaktik ein ins Felde gesetztes militärisches Herrschaftszeichen politisch-rationaler Staatssymbolik war. Sie spiegelte sämtliche zeitgebundenen Ord-

---

<sup>27</sup> Luh, *Kriegskunst in Europa* (wie Anm. 12), S. 8.

nungsvorstellungen in einem farbenprächtigen, linear aufgestellten, den wissenschaftlich-zivilisatorischen und sozio-kulturellen Wahrnehmungs- und interpretatorischen Gestaltungsmustern folgenden sowie sämtliche historisch-politischen Rahmenbedingungen integrierenden militärischen Formationskörper wider. Hierzu sind zunächst die fürstliche *necessitas* als ordnungspolitischer Anspruch (II.) und das Kriegsbild des Absolutismus (III.) zu thematisieren, bevor die philosophisch-mathematischen (IV.) sowie die kultur- und sozialanthropologischen Aspekte der Lineartaktik (V.) zu betrachten sind.

## *II. Fürstliche necessitas als ordnungspolitischer Anspruch*

Die Signatur des *absolutistischen* Zeitalters ist – hier idealtypisch verkürzt und aus normativ ordnungs- und *staats*-politischer Perspektive – der im Entstehen begriffene institutionalisierte frühneuzeitliche territoriale Flächenstaat, der die Herstellung, Sicherung, Vertiefung und Erweiterung des inneren und äußeren monarchischen Souveränitätsanspruches zum Inhalt hat. Dabei ist der Epochenbegriff *Absolutismus* aufgrund theoretischer und realhistorischer Beschränkungen bzw. Alternativen<sup>28</sup> als ein Prozess zur Umsetzungen eines politischen Herrschaftsanspruches auf allen Politikfeldern zu verstehen: *Der fortschreitende Verstaatlichungsprozess zum modernen Verwaltungs-, Wirtschafts- und Militärstaat, dem ein einheitlicher Untertanenverband korrespondieren sollte, vollzog sich in den großen europäischen Monarchien und deutschen Fürstenstaaten gegen den hinhaltenden Widerstand des Adels und der verfaßten Stände, aber nicht als revolutionärer Akt, sondern als ein Überlagerungs- und Umformungsprozeß alter durch neue*

---

<sup>28</sup> Vgl. etwa Ulrich Scheuner, Ständische Einrichtungen und innerstaatliche Kräfte in der Theorie Bodins, in: Horst Denzer (Hrsg.), Jean Bodin – Verhandlungen der internationalen Tagung in München, München 1973, S. 379–397 sowie Markus Meumann, Ralf Pröve, Die Faszination des Staates und die historische Praxis. Zur Beschreibung von Herrschaftsbeziehungen jenseits teleologischer und dualistischer Begriffsbildungen, in: Markus Meumann, Ralf Pröve (Hrsg.), Herrschaft in der Frühen Neuzeit. Umriss eines dynamisch-kommunikativen Prozesses, Münster u. a 2004, S. 11–49.

*Institutionen*.<sup>29</sup> Dieser dem Monarchen zur Herrschaftsverdichtung und Staatsbildung dienende Prozess wurde durch das Mitwirken des Adels bei Hofe und in der Verwaltung sowie beim Militär durch ein (dichtes) Netz traditionaler ständischer Klientel- und Patronageförderung möglich.<sup>30</sup>

Vor dem Hintergrund einer Epoche, in dem sich der entstehende Staat durch die Inkorporation und Institutionalisierung des stehenden Heeres *gewissermaßen zum Zweck der Kriegsführung selbst militarisiert* und erst damit perspektivisch in den Formen zeitgenössischer Ordnungsvorstellungen *dem Militärwesen eine neue Orientierung und einen politischen Gehalt zu geben versucht hat*<sup>31</sup>, wurden die Streitkräfte – neben dem Hof – als zweite Machtsäule ästhetisch zum sozialgeometrischen Machtzentrum des Staates nobilitiert. Die Armee fand ihr beispielgebendes Urbild im neuen Bürokratenstaat und in der Lebenswelt der höfischen Zivilisation.<sup>32</sup> Selbstwahrnehmung, Repräsentation politisch-allegorischer Stilisierung und militärisches Instrumentarium stellten eine wechselseitige symbiotische Beziehung dar.<sup>33</sup>

---

<sup>29</sup> Peter Baumgart, Absolutismus ein Mythos? Aufgeklärter Absolutismus ein Widerspruch? Reflexionen zu einem kontroversen Thema gegenwärtiger Frühneuzeitforschung, in: ders., Brandenburg-Preußen unter dem Ancien régime. Ausgewählte Abhandlungen, Berlin 2009, S. 579–595, hier S. 588.

<sup>30</sup> Vgl. allgemein Heiko Droste, Patronage in der Frühen Neuzeit – Institution und Kulturform, in: Zeitschrift für Historische Forschung 30 (2003), S. 555–590 und Peter Michael Hahn, Aristokratisierung und Professionalisierung. Der Aufstieg der Obristen zur militärischen und höfischen Elite in Brandenburg-Preußen von 1650–1725, in: Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte 1 (1991), S. 161–208.

<sup>31</sup> Gerhard Papke, Von der Miliz zum Stehenden Heer. Wehrwesen im Absolutismus, in: Deutsche Militärgeschichte 1648–1939 (wie Anm. 12), Bd. 1, München 1983, S. 1–311, hier S. 137.

<sup>32</sup> Vgl. Norbert Elias, Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Bd. 1–2, Frankfurt/M. 1977 und ders., Die höfische Gesellschaft, 5. Aufl. Darmstadt 1981 sowie Rainer A. Müller, Der Fürstenhof in der Frühen Neuzeit, 2. Aufl., München 2004, S. 3–75.

<sup>33</sup> Vgl. Peter-Michael Hahn, Dynastische Selbstdarstellung und Militärmacht. Kriegerische Symbolik als höfische Zeichensprache in Brandenburg-Preußen im 17. Jahrhundert, in: Ronald G. Asch, Wulf Eckart Voß, Martin Wrede (Hrsg.), Frieden und Krieg in der Frühen Neuzeit. Die europäische Staatenordnung und die außereuropäische Welt, München 2001, S. 115–138.

Das Argument fürstlicher *necessitas* beinhaltet die Sichtbarmachung fürstlicher Prärogative sowie einen fließenden Übergang von Politikvorstellungen, ihrer symbolischen Repräsentation und der Visualisierung absolutistischer *Politischer Kultur* mit ihrer Auswirkung auf die Inszenierung militärischer Potenz. Selbstdarstellung von Hof und Armee, die Farben und das Renommee eines Regiments, die Inszenierung einer Ästhetik des Schlachtfeldes bzw. des Krieges wie das Hofleben, die höfische und militärische Nähe zum Monarchen sowie das Selbstverständnis von Offizierkorps und Hofadel entsprachen ähnlichen bzw. gleichen Funktionsmechanismen: sie alle dienten – wie auch die Kunst<sup>34</sup> – als ordnungspolitische Stabilisatoren der politischen Kultur des Absolutismus. Axialsymmetrische Form und repräsentative Ausstrahlung von Hof und Militär waren die dem absolutistischen Staatssystem adäquaten Dominanten.

Mit dem Aufkommen rationaler, wissenschaftlicher Ordnungsvorstellungen wurden deren Gesetze, Korrelationen und Ableitungen auch auf die soziale Harmonie von ständisch strukturierten Gesellschaften, auf funktionierende Staatswesen und deren hierarchisch aufgebaute Armeen übertragen. Das *more geometrico*-Prinzip wurde *geschichtsmächtig*. Das Funktionsprinzip des Neo-Stoizismus konnte zur Stabilisierung der Gesellschaft, des Staates und natürlich auch der Armee beitragen und eine Option der generellen ‚Sozialdisziplinierung‘<sup>35</sup> aller sektoralen Bereiche der frühneuzeitlichen Lebenswelt entfalten – *disciplina ecclesiastica, civilis et militaris, politica et philosophica*. Das Militär war als Schwungrad<sup>36</sup> für die Herausbildung des absolutistischen Staates als *Kriegsstaat-Steuerstaat-Machtstaat*<sup>37</sup>

---

<sup>34</sup> Vgl. Jutta Nowosadtko, Matthias Rogg (Hrsg.), *Mars und die Musen. Das Wechselspiel von Militär, Krieg und Kunst in der Frühen Neuzeit*, Berlin u. a. 2008.

<sup>35</sup> Zum Begriff der Sozialdisziplinierung vgl. Winfried Schulze, Gerhard Oestreichs Begriff ‚Sozialdisziplinierung in der Frühen Neuzeit‘, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 14 (1987), S. 265–302.

<sup>36</sup> Vgl. Bernhard R. Kroener, *Das Schwungrad an der Staatsmaschinerie? Die Bedeutung der bewaffneten Macht in der europäischen Geschichte der Frühen Neuzeit*, in: ders., Ralf Pröve (Hrsg.), *Krieg und Frieden (wie Anm. 16)*, S. 1–23.

<sup>37</sup> Vgl. Wolfgang Reinhard, *Kriegsstaat – Steuerstaat – Machtstaat*, in: Ronald G. Asch/Heinz Duchhardt (Hrsg.), *Der Absolutismus – ein Mythos? Strukturwandel*

im Inneren generell das unverzichtbare Instrument monarchischer (Selbst-)Herrlichkeit und gleichzeitig als stehendes Heer *Movens* frühneuzeitlicher *Kriegsverdichtung*.<sup>38</sup>

Wie der Hof respektive der Staat niemals seine eigene Existenz, so konnte kein Herrscher und kein Feldherr die Existenz seiner Armee riskieren: Kosten, Organisationsaufwand und ästhetisches Empfinden machten es gleichwohl oftmals unmöglich, die Truppen auch einzusetzen. Die prächtige Zur-Schau-Stellung in Manövern und Revuen – oft mehr für die auswärtigen Beobachter als für die Erreichung eines effizienten militärischen Zweckes<sup>39</sup> – verhiess nicht nur militärische, sondern eben auch finanzielle, und damit auch politische Potenz, selbst wenn sie oftmals von Subsidien abhing.<sup>40</sup> Die *Conservation* der Armee hatte militärischen und politischen Vorrang,<sup>41</sup> denn nur durch ein stehendes Heer war die strategische Potenz, Dauer und Konstanz der Monarchie aufrechtzuerhalten. Absolutistische Staatsräson und Kriegführung war daher immer eine Gratwanderung zwischen militärischer Funktionalität und politischer Kontrolle. Dieses Selbstverständnis korrespondiert – zumindest in der Theorie – mit einem limitierenden Charakter der Kriegführung in der Epoche der *gezähmten Bellona*.<sup>42</sup> Es galt vielmehr einen das System erhaltenden mathematischen Grenzwert zu ermitteln, in dem der Krieg aus Nütz-

---

monarchischer Herrschaft, Köln u. a. 1996, S. 277–310.

<sup>38</sup> Zum Begriff vgl. Johannes Burkhardt, *Der Dreißigjährige Krieg*, Frankfurt/M. 1992, S. 10.

<sup>39</sup> Vgl. Luh, *Kriegskunst in Europa* (wie Anm. 12), S. 221.

<sup>40</sup> Vgl. hierzu etwa Peter-Claus Hartmann, *Die Subsidien- und Finanzpolitik Kurfürst Max Emanuels von Bayern im Spanischen Erbfolgekrieg*, in: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* 32 (1969), S. 228–289.

<sup>41</sup> Vgl. Luh, *Ancien Régime Warfare* (wie Anm. 18), S. 9–77.

<sup>42</sup> Gerhard Ritter, *Staatskunst und Kriegshandwerk. Das Problem des ‚Militarismus‘ in Deutschland*, Bd. 1: *Die altpreußische Tradition (1740–1890)*, München 1959, S. 59. Die damit verbundene Vorstellung, eine derartige Kriegführung hätte einen, für die Bevölkerung nicht wahrnehmbaren Einfluss auf die Gestaltung des sozialen Lebens, chirurgischen Charakter besessen, ist nicht richtig – sehr wohl litt die Bevölkerung unter den unzähligen Saisonen des Krieges; vgl. hierzu u. a. die Beiträge in den Sammelbänden von Kroener, *Pröve* (Hrsg.), *Krieg und Frieden* (wie Anm. 16) und Stefan Kroll, Kersten Krüger (Hrsg.), *Militär und ländliche Gesellschaft in der frühen Neuzeit*, Münster u. a. 2000.

lichkeitserwägungen nicht mehr sein durfte als – wie es Arnold Toynbee ohne die später hineininterpretierte pejorative Konnotation in seinem berühmten Diktum formulierte – ein *Sport der Könige*.<sup>43</sup> Dies kam in dem parallelen Bemühen zum Ausdruck, einerseits *den Einsatz der Truppe [...] effizient zu gestalten* und andererseits *nach den Werten der fürstlichen Gesellschaft zu handeln*.<sup>44</sup>

Die autokratische Aufstellung und Ordnung der neuen Streitkräfte verlieh dem absoluten Herrscher in seinem Selbstverständnis, genauso wie dem Idealfall des *Roi Connétable*, den Charakter und Rang eines Demiurgen, der aus den unbotmäßigen, irrational zusammengeführten Söldner- und Landknechtshaufen, der marodierenden Soldateska der vorabsolutistischen Zeit, einen gleichförmigen, rationalen Apparat militärischer Machtausübung und -kontrolle gleichsam aus dem chaotischen Nichts schuf. Der auf hierarchisch-vertikale Ordnung zielende absolutistische Machtanspruch konnte auf keinem anderen staatspolitischen Terrain so sehr tatsächlich seine Anwendung finden wie auf dem militärischen Sektor: *In der Armee verkörpert sich der neue Staatsgedanke am deutlichsten und greifbarsten, der Gedanke des machtvollen zentralisierten absolutistischen Großstaats*.<sup>45</sup>

Die Staatsverfassung fand ihr Spiegelbild in der Heeresverfassung. In dieser bedingten sich *innere* Heeresverfassung – Disziplin und Drill, bei Einhaltung striktester Subordination und unbedingten Gehorsams – und die von der französischen Krone übernommene und adaptierte Staats- und Militärverfassung, i. e. die *äußere* Heeresverfassung, mit den von Beamten bzw. Kommissaren überwachten Kontrollappa-

---

<sup>43</sup> Arnold J. Toynbee, *Der Gang der Weltgeschichte*, Bd. 1, *Aufstieg und Verfall der Kulturen*, 7. Aufl., Zürich 1979, S. 379.

<sup>44</sup> Luh, *Kriegskunst in Europa* (wie Anm. 12), S. 219.

<sup>45</sup> Otto Hintze, *Staatsverfassung und Heeresverfassung* (1906), in: Otto Hintze, *Gesammelte Abhandlungen zur allgemeinen Verfassungsgeschichte*, Bd. 1: *Staat und Verfassung*, 3. Aufl. Göttingen 1970, S. 52–83, hier S. 69. (bitte Bandangabe noch ergänzen)

raten, wechselseitig.<sup>46</sup> Dieser als zivilisatorischer Fortschritt verstandene Prozess wurde rhetorisch und publizistisch-propagandistisch dadurch überhöht, dass die damit zurückgelassene Epoche aus ideologischen Gründen einem düsteren Zeitalter gleichgesetzt wurde – in politischer Hinsicht wurde der kriegstreibende Faktor Konfession, in militärischer Hinsicht die gewinnorientierte und privatwirtschaftlich organisierte Soldateska gezähmt und kontrolliert.<sup>47</sup> Dezentrale, privatwirtschaftliche und außerstaatliche Söldnerheere wurden im Zuge eines zeitdeformierten Reflexes auf die Erfahrungen des Dreißigjährigen Krieges zum Stehenden Heer,<sup>48</sup> das in einem zentralen, staatlich übergeordneten politischen *Masterplan* seine militärische Funktion zu erfüllen hatte. Aus den historischen Ruinen erwuchs, genormt durch den absolutistischen metaphysischen Ordnungsanspruch, eine neue Architektur des Militärischen.

### *III. Kriegsbild des Absolutismus*

Das dem Zeitalter des Absolutismus zugrunde liegende Kriegsbild sah – über die territorial-politischen Grenzen hinweg – diverse Strukturprinzipien als allgemein gültig an, die für mehr als ein Jahrhundert das Bild militärischer Landkriegführung im Zeitalter des Absolutismus prägten.<sup>49</sup> Demnach konnten die absolutistischen Fürsten

---

<sup>46</sup> Vgl. Ulrich Muhlack, Absoluter Fürstenstaat und Heeresorganisation in Frankreich im Zeitalter Ludwigs XIV., in: Johannes Kunisch (Hrsg.), Staatsverfassung und Heeresverfassung in der europäischen Geschichte der frühen Neuzeit, Berlin 1986, S. 249–278; Hans Schmidt, Militärverwaltung in Deutschland und Frankreich, in: Kroener, Pröve (Hrsg.), Krieg und Frieden (wie Anm. 16), S. 25–45 sowie für die preußische Seite konzis zusammenfassend: Walther Hubatsch, Grundlinien preußischer Geschichte. Königtum und Staatsgestaltung 1701–1871, 3. Aufl., Darmstadt 1988, S. 30–38.

<sup>47</sup> Die strukturelle Analogie der Argumentation tritt auch im Zuge der Französischen Revolution und der preußischen Heeresreform wieder auf – nur dass dann das politische System des Absolutismus, die Ineffizienz seines Militärwesens und die sozialen Lebensbedingungen des Soldaten im Fokus der Abgrenzung standen.

<sup>48</sup> Vgl. Burkhardt, Der Dreißigjährige Krieg (wie Anm. 37), S. 213–224.

<sup>49</sup> Vgl. Hans Schmidt, Staat und Armee im Zeitalter des *„miles perpetuus“*, in: Johannes Kunisch (Hrsg.), Staatsverfassung und Heeresverfassung in der europäischen Geschichte der frühen Neuzeit, Berlin 1986, S. 213–248. An dieser Stelle ist auch auf Johannes Kunisch, Der kleine Krieg. Studien zum Heerwesen des Absolutis-

durch die Perpetuierung monarchischer Verfügungsgewalt über ein auf Dauer aufgestelltes stehendes Heer, mit einem exklusiven, über das Instrument des Eides an die Person des Monarchen gebundenen, überwiegend adligen Offizierkorps als militärischer Führungsschicht, das Ludwig XIV. zugeschriebene, die realen Machtverhältnisse interpretatorisch überhöhende Bonmot ‚*L'état – c'est moi*‘ zum ‚*La guerre – c'est moi*‘ vervollkommen.<sup>50</sup> Der Zugriff auf ein ständig verfügbares Instrument spiegelte die Verstetigung nicht nur staats-theoretischer, sondern politischer und militärischer Handlungsmöglichkeiten wider.

Die Instabilität der monarchischen Staatsspitze' mit sterblichen Fürsten brachte trotz vermeintlich gesicherter Sukzessionsordnungen zahlreiche (un)begründete Infragestellungen der Thronfolge hervor, die den Erbfolgekrieg zum epochenspezifischen Typus werden ließen.<sup>51</sup> Dabei ist ebenso deutlich zu erkennen, dass der Typus Erbfolgekrieg eine strukturelle Überlagerung durch die *Staatsbildungskriege* erfuhr.<sup>52</sup> Das Heer wurde zum militärischen Interventionsinstrumentarium für außenpolitische Zwecke. Die Bereitstellung Stehender Heere bot die politisch gebotene Option *toujour en vedette* zu sein. Die Initiative

---

mus, Wiesbaden 1973 hinzuweisen; der Kleine Krieg folgte – allerdings komplementär – ganz anderen Zielsetzungen als die hier zu thematisierende Lineartaktik; vgl. zudem Martin Rink, Vom ›Partheygänger‹ zum Partisanen. Die Konzeption des kleinen Krieges in Preußen 1740–1813, Frankfurt/M. 1999 sowie ders., Der kleine Krieg. Entwicklungen und Trends asymmetrischer Gewalt 1740–1815, in: Militärgeschichtliche Zeitschrift 65 (2006) 2, S. 355–388. Vgl. zudem, mit exakten Ausführungen über die Grundform und Evolutionen der Lineartaktik: Christopher Duffy, Friedrich der Große und seine Armee (wie Anm. 18), S. 121–131.

<sup>50</sup> Vgl. Johannes Kunisch, *La guerre – c'est moi!* Zum Problem der Staatenkonflikte im Zeitalter des Absolutismus, in: Zeitschrift für Historische Forschung 14 (1987), S. 407–438.

<sup>51</sup> Vgl. Johannes Kunisch, *Staatsverfassung und Mächtekonflikt. Zur Genese von Staatenkonflikten im Zeitalter des Absolutismus*, Berlin 1979 und ders. (Hsg.), *Der dynastische Fürstenstaat. Zur Bedeutung von Sukzessionsordnungen für die Entstehung des frühmodernen Staates*, Berlin 1982.

<sup>52</sup> Johannes Burkhardt, *Die Friedlosigkeit der Frühen Neuzeit. Grundlegung einer Theorie der Bellizität Europas*, in: Zeitschrift für Historische Forschung 24 (1997), S. 509–574 und ders., *Der Dreißigjährige Krieg als frühmoderner Staatsbildungskrieg*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 8 (1994), S. 487–499.

zum Krieg lag beim Souverän, der aus eigener Machtvollkommenheit – abseits der theoretisch-reflexiven Erörterung völkerrechtlicher, philosophischer und theologischer Argumente – über die Gerechtigkeit seiner Kriegsgründe befand.<sup>53</sup> Diese Souveränität war nur gesichert bei Aufrechterhaltung der Schlagkraft der Armee.

Für den taktischen Einsatz der Truppen im Rahmen der Lineartaktik gab es für den kommandierenden Feldherrn nur zwei Möglichkeiten: die Parallelschlacht oder die Schiefe bzw. Schräge Schlachtordnung.<sup>54</sup> Dies galt indes nur, wenn er den vom französischen Maréchal de Saxe, einem wichtigen Kriegstheoretiker des Absolutismus, in seinen ‚Rêveries de Guerre‘ von 1732 geforderten militärischen Führungsparadigma nicht entsprach, der in *Schlachten das Auskunfts-mittel unwissender Generäle*<sup>55</sup> sah. Zur Verhinderung hoher Verlusten<sup>56</sup>, die unabhängig von der Trefferwirkung von Handfeuerwaffen der Infanterie durch Blankwaffen und Artillerie entstanden, bot sich die Schlachtverhinderung an – oder die Vergrößerung des Heeresumfangs. Sie bot aufgrund höherer Truppenzahlen die Gewissheit, sich Schlachten *leisten zu können*, verlangte indes auch finanzielle Nachhaltigkeit.<sup>57</sup> Schlachten wurden indes nach Möglichkeit nicht deshalb vermieden, *weil sie nicht entscheidend waren, sondern darum*,

---

<sup>53</sup> Vgl. Konrad Repgen, Kriegslegitimationen in Alteuropa. Entwurf einer historischen Typologie, in: Historische Zeitschrift 241 (1985), S. 27–49.

<sup>54</sup> Vgl. Bernhard R. Kroener, Die Geburt eines Mythos – die ›schiefe Schlachtordnung‹: Leuthen, 5. Dezember 1757, in: Stig Förster (Hrsg.), Schlachten der Weltgeschichte. Von Salamis bis Sinai, 2., durchges. Aufl., München 2002, S. 169–183.

<sup>55</sup> Zit. nach: Kunisch, Das Mirakel des Hauses Brandenburg (wie Anm. 12), S. 65 f.

<sup>56</sup> Erinnert sei in diesem Zusammenhang an die beiden äußerst blutigen Schlachten des Spanischen Erbfolgekrieges, Höchstädt am 13. August 1704 und Malplaquet am 11. September 1709. Die Verlusten bei Höchstädt beliefen sich auf etwas mehr als 25 %, Malplaquet übertraf dies als blutigste Schlacht des 18. Jahrhunderts mit weit über 40.000 Toten und Verwundeten, vgl. Fiedler, Kriegswesen und Kriegführung (wie Anm. 12), S. 252 und S. 257. Zu Malplaquet vgl. André Corvisier, La bataille de Malplaquet 1709. L'effondrement de la France évité, Paris 1997.

<sup>57</sup> Dass Ludwig XIV. während des Spanischen Erbfolgekrieges zwischen 1701 und 1713 ca. 650.000 Mann in seine Armee aufnahm, führte à la longue auch in den finanziellen Bankrott, vgl. Geoffrey Parker, Die militärische Revolution. Die Kriegskunst und der Aufstieg des Westens 1500–1800, Frankfurt/M. 1990, S. 69.

*weil die Gefahr bestand, dass sie es waren.*<sup>58</sup> Jede Schlacht wurde daher als ein *hohes staatspolitisches Wagnis*<sup>59</sup> verstanden – denn binnen weniger Stunden konnte *ein sehr schönes und großes Heer*,<sup>60</sup> und damit die militärische und politische Existenz sowie die Koalitions- und Politikfähigkeit resp. Kreditwürdigkeit eines Staates überhaupt ruiniert sein. Der Maréchal de Saxe vertrat in seinen ‚Rêveries de Guerre‘ sogar die These, *daß ein geschickter General sein ganzes Leben lang Krieg führen könnte, ohne sich in eine Schlacht hineinzwingen zu lassen.*<sup>61</sup>

Die im Zuge dieser Entwicklungen stattfindende Vergrößerung des Heeresaufkommens machte strengere Überwachungs-, Ordnungs- und Disziplinierungssysteme notwendig. Dies hatte auch Auswirkungen auf das Bild des Offiziers und seine Funktion. Der militärische Führer wurde im Zuge dieses Transformationsprozesses zum bürokratischen, mit staatlicher Macht versehenen technokratischen Manager und Fachmann, i. e. zum vom Staat bezahlten Offizier. Dieser war dann – die Führung im Gefecht blieb eine Kernkompetenz<sup>62</sup> – für qualifizierte Ausbildungs- und Ausrüstungsstandards als Abbild des wohlgeordneten Staates beim Heer verantwortlich. Der Souveränität des absoluten Monarchen entsprach die Kommandogewalt des Feldherrn bzw. des vorgesetzten Offiziers. Der Monarch als Verkörperung der Autorität des neuen politischen Gemeinwesens *Staat* wie auch der

---

<sup>58</sup> Eberhard Kessel, Zum Problem des Wandels der Kriegskunst vom 18. zum 19. Jahrhundert, in: Wissen und Wehr 20 (1939), S. 100–110, hier S. 107; Neuabdruck in: Johannes Kunisch (Hrsg.), Militärgeschichte und Kriegstheorie in neuerer Zeit. Ausgewählte Aufsätze, Berlin 1987, S. 46–56.

<sup>59</sup> Fiedler, Kriegswesen und Kriegführung (wie Anm. 12), S. 203.

<sup>60</sup> So der französische Gesandte zum bayerischen Kurfürsten Max Emanuel kurz vor Beginn des Spanischen Erbfolgekrieges (1701–1713/14), zit. nach: Michael Kaiser, Das stehende Heer – ein fragiles Machtinstrument. Zur Struktur- und Sozialgeschichte einer frühneuzeitlichen Institution, in: Jahrbuch des Historischen Vereins Dillingen an der Donau, 105 (2004), S. 201–239, hier S. 239.

<sup>61</sup> Zit. nach: Michael Howard, Der Krieg in der europäischen Geschichte, München 1981, S. 97.

<sup>62</sup> Zur Herausforderung der Truppenführung auf untergeordneter Ebene vgl. Sascha Möbius, Die Kommunikation zwischen preußischen Soldaten und Offizieren im Siebenjährigen Krieg zwischen Gewalt und Konsens, in: Militärgeschichtliche Zeitschrift 63 (2004), 2, S. 325–353.

Hausvater als die Familienautorität fanden ihr militärisches Pendant in der strengen, auf die strikte Einhaltung der Disziplin achtenden Vaterfigur des Regimentskommandeurs- bzw. Regimentschefs. Die strenge symmetrische Ordnung der Ständegesellschaft, aber auch das auf Über- resp. Unterordnung basierende Verhältnis Mann-Frau, Bauer-Knecht, Vater-Kinder etc., spiegelte sich in der autoritätsfixierten Binnenarchitektur der Armee – Offizier-Untergebener – wider. Die Untertanenpflicht wurde militärisch transformiert zur Disziplin und zur Gehorsamspflicht, das Heer somit – im Sinne der Diktion Webers – *zum Mutterschoß der Disziplin überhaupt*.<sup>63</sup>

Sowohl die politisch-gesellschaftliche, aber auch die militärische Disziplinierung fand dabei ihr Urbild in den theoretischen Überlegungen und deren praktischer Umsetzung im Umfeld der oranischen Heeresreform, deren geistiger Wegbereiter der den Neostoizismus begründende Leidener Gelehrte Justus Lipsius war.<sup>64</sup> Dieser wollte weniger eine allgemeine Staatslehre entwerfen als vielmehr eine neue Herrschaftstechnik und Regierungskunst formulieren. Ratio und Ethik sollten zur Überwindung menschlicher Affekte beitragen. Hierzu griff der Universalgelehrte auf die Kunst der Lebensführung nach den Weisheiten der griechischen und römischen Stoa zurück, die Lipsius von der *vita civilis* auf die *vita militaris* übertrug. Die

---

<sup>63</sup> Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*, Tübingen 5. Aufl., 1972, S. 686 und Peter Burschel, *Zur Sozialgeschichte innermilitärischer Disziplinierung im 16. und 17. Jahrhundert*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 11 (1994), S. 965–981.

<sup>64</sup> Vgl. hierzu die Schriften von Gerhard Oestreich, *Der römische Stoizismus und die oranische Heeresreform*, in: *Historische Zeitschrift* 176 (1953), S. 17–43, Justus Lipsius als Theoretiker des neuzeitlichen Machtstaates, in: *Historische Zeitschrift* (1956), S. 31–78 und Justus Lipsius als Universalgelehrter zwischen Renaissance und Barock, in: ders. (Hrsg.), *Strukturprobleme der frühen Neuzeit*, Berlin 1980, S. 318–357. Auch sei an dieser Stelle auf zwei für die Thematik gewinnbringende Überblicksdarstellungen verwiesen: Hans Ehlert, *Ursprünge des modernen Militärwesens. Die nassau-oranische Heeresreform*, in: *Militärhistorische Mitteilungen* 2 (1985), S. 27–56 und Bernhard R. Kroener, *Vom »extraordinari Kriegsvolk« zum »miles perpetuus«*, *Zur Rolle der bewaffneten Macht in der europäischen Gesellschaft der Frühen Neuzeit*, in: *Militärhistorische Mitteilungen* 1 (1988), S. 141–188.

zentrale Bedeutung wuchs hier dem erneuerten und erweiterten Begriff der Disziplin zu. Diese neue *militaris disciplina* erhielt von ihm zu dem engen Disziplinbegriff der Söldnerheere drei weitere Dimensionen hinzu, womit er insgesamt vier geradezu kanonische Regeln umschloss. Diese vier integralen Bestandteile des Disziplinarbegriffes wurden von Lipsius mit *exercitium*, *ordo*, *coercitio*, *exempla* beschrieben. Das ständige Exerzieren der Truppen (*exercitium*), die umfassende Organisation des Heeres mit seiner Befehlsstruktur (*ordo*), die geistig-moralische Selbstzucht des Soldaten (*coercitio*) sowie die Erziehung durch Belohnung und Strafe (*exempla*) wurden zu ihrem Gütesiegel.<sup>65</sup>

Dieser Ansatz ließ sich auch auf die notwendige Kontrolle und Disziplinierung der in geschlossener Formation der Linie stehenden Soldaten vor dem Hintergrund der letalen Feuerwirkung der Gegenseite in militärisches Denken übertragen, zumal die kämpferische Grundhaltung der Neostoiker den Militärs im Absolutismus den *Zugang zu der im Kern soldatischen Weltanschauung*<sup>66</sup> erleichterte. Er bot das geistige Rüstzeug zur Implementierung der für die Lineartaktik notwendigen Disziplin. Deren stetige Einübung wurde zum Nukleus für die Funktionsfähigkeit der Lineartaktik als militärischer Figur generell, insbesondere aber zur Zeit der stehenden Heere.

Die flächendeckende Einführung von nicht exakt treffenden Infanteriefewerwaffen bedingte eine lineare Formation von Feuereinheiten, die geschlossen in die gleiche Richtung schießen, um die Wirkung in den feindlichen Reihen – statistisch betrachtet – zu erhöhen. Um wiederum eine möglichst große Anzahl an Waffen zum Einsatz kommen zu lassen, war eine flache Aufstellung, d. h. eine möglichst

---

<sup>65</sup> Vgl. Eberhard Birk, Die oranische Heeresreform als archimedischer Punkt für die neuzeitliche Kriegskunst, in: Österreichische Militärische Zeitschrift 4 (2009), S. 437–448, hier S. 441.

<sup>66</sup> Gerhard Oestreich, Soldatenbild, Heeresreform und Heeresgestaltung im Zeitalter des Absolutismus, in: Schicksalsfragen der Gegenwart. Handbuch Politisch-Historischer Bildung, Bd. 1, Tübingen 1957, S. 295–312, hier S. 310.

breite Linie der linearen Entfaltung, zu ermöglichen. Die Effizienzsteigerung durch Zusammenführen der Waffen und das Abwenden gegenseitiger Gefährdung durch den unsachgemäßen Gebrauch der Musketen war nur durch Drill zu erreichen. Mit der durch stetige und drillmäßig geübte Handhabung erhöhten Geschwindigkeit<sup>67</sup> konnte die Tiefe der Aufstellung zugunsten einer Verbreiterung der Linie verringert werden, was folglich eine breitere Gesamtaufstellung der Infanterieformationen erlaubte, gleichzeitig aber auch die Problematik der Führungsmöglichkeiten durch eine strikte Disziplinierung verdeutlichte.

Dies wiederum hatte nicht zuletzt die Gefahr des feindlichen Durchbruchs durch die eigenen Linien, die nun weit weniger tief gestaffelt waren, zur Folge, die ihrerseits wiederum nur durch die Disziplinierung gelöst werden konnte: *Der Hauptgewinn, den die preussische Armee aus ihren Feuerübungen zog, war also der indirekte, analog den exakten Exerzierübungen und dem Parademarsch, nämlich die Disziplinierung, die Eingewöhnung in die Ordnung, die Festigkeit des taktischen Körpers*<sup>68</sup> – und dessen Gebrauch im Gefecht. In diesem Motiv wird geradezu die ins Militärische und Taktische gewendete preussische Staatsraison fassbar; selbst Friedrich II. verbrachte seine militärische Vorbereitungszeit als Kronprinz, wie er sarkastisch formulierte, an der *Universität Potsdam, der hohen Schule der Drillkunst*.<sup>69</sup>

#### *IV. Der philosophisch-mathematische Aspekt*

Das philosophisch-mathematische Argument zeichnete sich durch die Entnahme seiner Axiome aus dem Reich des Geistes der Freiheit

---

<sup>67</sup> Vgl. Sascha Möbius, Beschleunigung von militärischen Bewegungen im 18. Jahrhundert am Beispiel der preussischen Taktik in den Schlesischen Kriegen, in: Hartmut Heller (Hrsg.), *Gemessene Zeit - Gefühlte Zeit: Tendenzen der Beschleunigung, Verlangsamung und subjektiven Zeitempfindens*, Münster u. a. 2006, S. 235–265.

<sup>68</sup> Delbrück, *Geschichte der Kriegskunst* (wie Anm. 23), S. 312.

<sup>69</sup> Zit. nach: Walter Hubatsch, *Grundlinien preussischer Geschichte, Königtum und Staatsgestaltung 1701–1871*, 3. Aufl., Darmstadt 1988, S. 45.

– Philosophie, Geschichte, Humanismus – aus, um sie für das weltliche Ziel der Kontrolle über die Unfreiheit zu instrumentalisieren und war ein Beitrag zu einer sich selbst stabilisierenden Ordnung. Die Aufstellung der Lineartaktik als Gesamtkomposition des stabilen Raumes kann so als das statische Element betrachtet werden, das sich der einbrechenden Zeit – die gegnerische Formation; das dynamische Element – erwehrt. Die stabile militärische Formation erscheint als Ausfluss göttlicher, absoluter Offenbarung, in der jedes Detail in Ordnung ist und keine leere Stelle bzw. Vakuum zulässt. Etwaige Unordnung wäre – ganz im Sinne Leibniz’ Harmonieprinzip – als systemimmanenter Defekt zu beseitigen. Ein Defekt an untergeordneter Stelle wäre nur dann akzeptabel, wenn diese Dissonanz Moment einer übergeordneten Konsonanz ist, was gewissermaßen eine Vorwegnahme der Hegelschen Dialektik darstellt. Damit wäre die Lineartaktik eine typologisch-artifizielle optisch wahrnehmbare Vollkommenheit eines geometrische Monumentalität und Kühle, aber auch Gravität ausstrahlenden Körpers, der eine militärische Reduktion und Spiegelung der ganzen Harmonie der Welt – *harmonia mundi universalis* – verkörpert,<sup>70</sup> womit diese formale Charakterisierung nicht nur den strengen Regeln und Vorgaben des Rationalismus als philosophischer Grundströmung genügen würde. Hier wäre nach Leibniz’ Monadenlehre die zentrale Monade der Souverän bzw. Feldherr und die unzähligen Monaden die zur Linie formierten und ausgerichteten Soldaten. Diese allegorische Metapher entspräche somit auch mit dem Fixstern Monarch und den nach geordneten, naturgesetzlich verankerten Wandelsterne’, Himmelskörpern gleichenden militärischen Formationen dem neuen kopernikanischen Weltbild.<sup>71</sup>

---

<sup>70</sup> In Anlehnung an Leibniz; vgl. dazu Werner Schneiders, G. W. Leibniz: Das Reich der Vernunft, in: Josef Speck (Hrsg.), Grundprobleme der großen Philosophen. Philosophie der Neuzeit I, 2., durchges. Aufl., Göttingen 1986, S. 139–175, hier S. 155 und S. 156 f. Dessen Hauptwerk, die ‚Monadologie‘ von 1714, war – um die Analogie anzudeuten – Prinz Eugen gewidmet.

<sup>71</sup> Vgl. Fritz Krafft, Wissenschaft und Weltbild (II). Von der Einheit der Welt zur Vielfalt der Welten und des Menschen Stellung in ihnen, in: Norbert A. Luyten (Hrsg.), Naturwissenschaft und Theologie, Düsseldorf 1981, S. 79–117, hier S. 88–93. Kopernikus hat sein Werk *De revolutionibus* Papst Paul III. gewidmet.

Viel wichtiger jedoch erscheint, dass das epochentypische *more geometrico*-Prinzip verwirklicht wurde, welches nicht nur in den Proportionen der Hof-, Garten- und Festungsbaukunst<sup>72</sup> mit ihrer Ästhetik des Maßes, der Symmetrie, Ornamentik und der Proportion seine sozial- und naturdisziplinierende Dimension fand. Selbst die Fugenkompositionen Bachs sowie die Gesamtheit der zeitgenössischen Musiktheorie wurden von ähnlichen Grundüberlegungen der strengen Rationalisierung geprägt, wie auch die anthropologisch-humanmedizinische Forschung den menschlichen Körper zum *l'homme machine* werden ließ, der eine analoge Übertragung zur *armée machine* erlaubte.<sup>73</sup>

Der stark rationale Charakter militärischen Denkens spiegelte die wesentlichen Strukturprinzipien der Epoche wider – die Übertragung naturwissenschaftlicher Gesetze und an dem *more geometrico*-Prinzip orientierte Ordnungsvorstellungen auf staatliche und gesellschaftliche Verhältnisse.<sup>74</sup> Der Grund dafür war einfach: mathematische Präzision schließt Irrtum, Zufall und Unordnung, die archaische Ur- furcht des rationalen Zeitgeistes, aus; sie bietet Gewissheit – nichts

---

<sup>72</sup> An dieser Stelle ist hinzuweisen auf die Studien von Henning Eichberg, Ordnen, Messen, Disziplinieren. Moderner Herrschaftsstaat und Fortifikation, in: Johannes Kunisch (Hrsg.), Staatsverfassung und Heeresverfassung in der europäischen Geschichte der frühen Neuzeit, Berlin 1986, S. 347–375 und ders., Geometrie als barocke Verhaltensnorm – Fortifikation und Exerziten, in: Zeitschrift für Historische Forschung 4 (1977), S. 17–50. Demnach hatte die Festungsbaukunst nicht nur militärischen und wissenschaftlich-ästhetischen Grundüberlegungen zu folgen. Ihr weiterer Zweck lag auch in der sozialdisziplinierenden Rolle hinsichtlich der frühneuzeitlichen Gesellschaft.

<sup>73</sup> Vgl. Johannes Kunisch, Absolutismus. Europäische Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zur Krise des Ancien Régime, Göttingen 1986, S. 9–11 sowie Harald-Kleinschmidt, Mechanismus und Biologismus im Militärwesen des 17. und 18. Jahrhunderts. Bewegungen – Ordnungen – Wahrnehmungen, in: Daniel Hohrath, Klaus Gerteis (Hrsg.), Die Kriegskunst im Lichte der Vernunft. Militär und Aufklärung im 18. Jahrhundert, Teil I, Hamburg 1999, S. 51–73 sowie mit entsprechenden Belegstellen Rink, Partheygänger (wie Anm. 48), S. 46 f.

<sup>74</sup> Vgl. Gerhard Papke, Von der Miliz zum stehenden Heer (wie Anm. 30), S. 52 und zur Übertragung auf die absolutistische Staatsphilosophie Barbara Stollberg-Rillinger, Der Staat als Maschine. Zur politischen Metaphorik des absoluten Fürstenstaates, Berlin 1986.

anderes wollte Spinoza in seiner Philosophie als Grundvoraussetzung wissen.<sup>75</sup>

Auf die einzuhaltenden – wissenschaftlichen – Regeln der Kriegskunst wies Feldmarschall Daun in einer Denkschrift vom 25. Januar 1752 mit seinem berühmten Diktum hin: *Generals und Officiers müssen begreiflich gemacht werden, daß die Kriegskunst kein zufünftmäßiges Handwerk, sondern eine weit reichende Wissenschaft seye.*<sup>76</sup> Ihre Anwendungsregeln entlieh sie dem mathematisch-physikalischen Raum: mathematische Axiome, Rechtwinkligkeit, Logik der Zahl und die Beweiskraft der Naturgesetze begründen ein logisches Kalkül, den Algorithmus der Berechenbarkeit methodischer Kriegführung. Die mathematischen Kenntnisse ließen deren formale Prinzipien sowie deren Einhaltung zum Arkanum der Kriegskunst werden. Die Transformation mathematischer Begriffe wie der inneren und äußeren Linie, Operationslinie und Operationsbasis<sup>77</sup> in den militärischen Sprachgebrauch gaben als konzis definierbare Fixpunkte dem Chaos hierarchische Ordnung und suggerierten eine rational beherrschbare militärische Führungsleistung abseits der sozialen Interaktionen gehorchenden soldatischen Lebenswelt.

Dies hatte auch Auswirkungen auf die regel(ge)rechte exakte Vorausplanung der Feldzüge: *Der geographische Raum, in dem die Heere operierten, glich einem Koordinatensystem aus Versammlungsbasen, Marschetappen und Stellungen, Magazinen, Verbindungslinien und Festungen als Schlüsselpunkten.*<sup>78</sup> Jeder Zug von militärischen Figuren konnte so vorschrittmäßig ausgeführt werden. Dabei verzichtete sie nicht auf die Integration geo- und topographischer Optionen in ihr raumplanendes, auf die Hilfestellungen der Kartographie zurückgrei-

---

<sup>75</sup> Vgl. Baruch de Spinoza. *Ethica ordine geometrico demonstrata*. Lateinisch–deutsch. Neu übersetzt, herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Wolfgang Bartuschat, Hamburg 1999, Kapitel II, 43 und II, 49.

<sup>76</sup> Zit. nach: Kunisch, Das Mirakel des Hauses Brandenburg (wie Anm. 12), S. 55.

<sup>77</sup> Vgl. Regling, Grundzüge der Landkriegführung (wie Anm. 12), S. 94.

<sup>78</sup> Fiedler, Kriegswesen und Kriegführung (wie Anm. 12), S. 201.

fendes Ordnungsschema. Die Barrierebildung als Glacis defensiver Verteidigung zur Verhinderung resp. Förderung operativer oder taktischer Bewegungsfreiheit für Feldzug oder Schlacht wurden so Fixpunkte bei der militärischen Disposition.<sup>79</sup> Ziel war es, den Gegner im Rahmen einer Manöver- bzw. Ermattungsstrategie gewissermaßen Schach-Matt zu setzen.<sup>80</sup> Dies gelang meistens dadurch, dass man die Versorgungs- und Verbindungswege der Gegenseite bedrohte,<sup>81</sup> was sich auf den operativen Handlungsradius limitierend auswirkte. Die Abstände zu den angelegten Magazinen – das Magazinsystem wurde zum logistischen Konzept der militärischen Landkriegführung – bestimmten nun maßgeblich die methodischen Planungen der Militärs auf strategischer wie taktischer Ebene.<sup>82</sup>

Auf naturwissenschaftlichen Axiomen basierend, konnte so jede militärische Handlung als eine Reaktion auf eine vorausberechenbare und berechnete Aktion verstanden werden; mechanischer Hebeldruck folgt auf mechanischen Hebeldruck, womit der Funktionsnachweis der militärischen Apparatur erbracht wäre. Die Prinzipien eines mechanischen Weltbildes, die Egon Friedell zur Analogie von *mechanischen Drahtpuppen* und einzuübendem Sozialverhalten führte, kann durchaus als Metapher für die Soldaten in der Lineartaktik Gültigkeit beanspruchen: *Die starren Gewänder, die den Eindruck des dreidimensionalen Menschenkörpers auf die Linienwirkung zu reduzieren suchen, die tiefen abgezirkelten Verbeugungen, die gewollt eckigen Bewegungen, die geometrische Haltung beim Stehen und Sitzen, die stets nach der Winkelform tendiert [...]: dies alles führt uns unwillkürlich zur Vorstel-*

---

<sup>79</sup> Vgl. Luh, *Kriegskunst in Europa* (wie Anm. 12), S. 83–99 und Werner Hahlweg, *Barriere–Gleichgewicht–Sicherheit. Eine Studie über die Gleichgewichtspolitik und die Strukturwandlungen des Staatensystems in Europa 1646–1715*, in: *Historische Zeitschrift* 187 (1959), S. 54–89.

<sup>80</sup> Die Auseinandersetzung *Ermattungsstrategie* vs. *Vernichtungsstrategie* führte im Kaiserreich zu einem *Strategiestreit*, vgl. Sven Lange, Hans Delbrück und der ›Strategiestreit‹. *Kriegführung und Kriegsgeschichte in der Kontroverse 1879–1914*, Freiburg/Brsg. 1995.

<sup>81</sup> Vgl. Kunisch, *Das Mirakel des Hauses Brandenburg* (wie Anm. 12), S. 63.

<sup>82</sup> Vgl. Jürgen Luh, *Strategie und Taktik im Ancien Régime*, in: *Militärhistorische Zeitschrift* 64 (2005), 1, S.101–131.

lung einer Gliederpuppe. Descartes hatte die Behauptung aufgestellt, dass der Mensch eine Maschine sei. Und Molière hat diese mechanistische Psychologie dramatisiert: seine Figuren sind gespenstische Automaten, die er von außen in Bewegung versetzt.<sup>83</sup>

Dies erlaubt in kulturhistorischer Perspektive die zivilisatorische Assoziation zum Schachspiel<sup>84</sup> – der Mensch als *homo ludens*<sup>85</sup> – und stellt damit eine vormoderne Version der *ratio* der Abschreckung – als die *Verständigung derer, die sich nicht miteinander verständigen können*<sup>86</sup> – mit ihrem *Raketenschach*<sup>87</sup> als Spiegelbild einer Konfrontation dar. Dabei war den Militärs durchaus bewusst, dass, wenn in einer großen Maschine, auch nur der Zahn eines Triebrades verbogen oder ausgebrochen ist, das ganze Kunstwerk leidet.<sup>88</sup> Wie in der höfischen Inszenierung und ihrem Hofzeremoniell, wie der Dramaturgie des Theaters entsprechend, erscheinen die Literaten Racine und Corneille als Regelsetzer für das sich spiegelnde militärische Schauspiel – *theatrum belli* – mit Marionetten an den Fäden der sie ordnenden und Leben einhauchenden Hand des Puppenspielers: das *Puppenwerk* der stehenden Heere.<sup>89</sup> Das Heer erscheint als eine große Kriegsmaschine, die die Soldaten marionettengleich auf dem Schachbrett der Manöverstrategie hin und her bewegt. Formaldienst, Drill und Stechschritt für gemeinsames Marschieren erscheinen als formalisierte Choreographie des Tanzes mit puppengleichen Truppen, deren taktische Evaluationen und Formationen auf dem Gefechtsfeld *bekanntlich von*

---

<sup>83</sup> Egon Friedell, Kulturgeschichte der Neuzeit. Die Krisis der europäischen Seele von der Schwarzen Pest bis zum Ersten Weltkrieg, München 1996, S. 554.

<sup>84</sup> Vgl. Daniel Hohrath, Prolegomena zu einer Geschichte des Kriegsspiels, in: Angela Giebmeier, Helga Schnabel-Schüle (Hrsg.), »Das Wichtigste ist der Mensch«. Festschrift für Klaus Gerteis zum 60. Geburtstag, Mainz 2000, S. 139–152.

<sup>85</sup> Johan Huizinga, Homo ludens. Versuch einer Bestimmung des Spielelementes der Kultur, Basel 1938.

<sup>86</sup> André Glucksmann, Philosophie der Abschreckung, Frankfurt/M. 1986, S. 51.

<sup>87</sup> Strobe Talbott, Raketenschach, München 1984.

<sup>88</sup> C. D. Küster, Charakterzüge des preußischen General-Lieutenants v. Saldern, Berlin 1793, S. 85.

<sup>89</sup> Vgl. Johannes Kunisch, Das »Puppenwerk« der stehenden Heere. Ein Beitrag zur Neueinschätzung von Soldatenstand und Krieg in der Spätaufklärung, in: Zeitschrift für Historische Forschung 17 (1990), S. 49–83.

*ausgeklügelter Umständlichkeit, die sich in der Blütezeit der Lineartaktik noch zu einem verkünstelten Rokokopuppentheater steigern sollte,<sup>90</sup> geprägt waren.*

Die tatsächlich zu benutzende Metapher wäre dann die *Uhrwerkar-mee*, eine aus menschlichen Individuen zusammengestellte seelenlose Maschine, die in permanenter Einübung des Krieges willenlos jegliche Befehle auf dem Schlachtfeld ausführt – mehr fatalistisch, passiv und unbeirrt als mutig und tapfer. V. Der kultur- und sozialanthropologische Aspekt

Solange der Nebenmann in der Linie nicht fiel, hatten alle Evaluationsformen der Lineartaktik noch den Charakter einer eingeübten präzisen Präsentation der Parade. Stampfendes Marschieren und psychologisch eigene Stärke aufbauendes Verhalten erscheinen und wirken auf den Gegenüber drohend und als über ihn hinwegtrampelnde Massendynamik, die über eine rhythmische Konformität, eine militärisch transformierte Phasenangleichung verfügt.<sup>91</sup> Der Vormarsch der Linie im angestrebten, gleichwohl nicht einhaltbaren Gleichschritt wird so zum Entladen des durch Drill und Sanktionsmechanismen aufgebauten Aggressionsstaus. Drill und Disziplin entstanden also aus Gründen militärischer Funktionalität, wie auch die Verstetigung des Disziplingedankens eine ordnungspolitische Dimension hat, nämlich jene, sich nicht-kriegerischer Ausfallszeiten zu erwehren. Die Verstetigung der Disziplin und des Drills wird sozial-anthropologisch zu einer Verstetigung des Krieges im soldatischen Alltag.

Dem Tierreich entliehenes Balzverhalten und Imponiergehabe ermöglichte eine demonstrative Kriegführung. Die Zur-Schau-Stellung, Größe, Farbe und Ausdehnung der Schlachtenreihe auf dem

---

<sup>90</sup> Michael Hochedlinger, Quellen zum kaiserlichen bzw. k. k. Kriegswesen, in: Josef Pauser, Martin Scheuz, Thomas Winkelbauer (Hrsg.), *Quellenkunde der Habsburgermonarchie (16.-18. Jahrhundert)*, München 2004, S. 162–181, hier S. 179.

<sup>91</sup> Vgl. Barbara Ehrenreich, *Blutrituale. Ursprung und Geschichte der Lust am Krieg*, Reinbek bei Hamburg 1999, S. 224.

deckungslosen *Camp de bataille* symbolisiert Macht und Potenz. Nicht zuletzt hierfür verlangte das preußische Infanterie-Reglement von 1743 vom Soldaten, dass er als *Kerl den Leib gerade halte [...] die Brust wohl vorbringe*,<sup>92</sup> um ihm damit für den militärischen Zweck ein Gefühl eigener Stärke zu vermitteln.<sup>93</sup> Verstärkt wurde der erhoffte furchterregende Eindruck beim Gegner durch Kopfbedeckungen wie Grenadiermützen mit Messingschildern, die so *einen imposanten Anblick gewährten, wenn die Sonne auf ein solches Bataillon schien, welches einer Reihe feuriger Palisaden ähnlich war*.<sup>94</sup>

Als Palisade gleicht die Linie einer einschüchternden Herrschaftsarchitektur – sie ist Selbstinszenierung und -stilisierung.<sup>95</sup> Die breite und facettenreiche Aufstellung der Truppenkörper gerinnt mit ihren ausladenden Linien zum Abbild der Fassaden der Schlossflügel; sie wird als Grenze militärischer Macht- und Prachtentfaltung wahrnehmbar.<sup>96</sup> Die zahl- und endlosen Fassaden und Flügel fürstlicher

---

<sup>92</sup> Reglement vor die Königl. Preußische Infanterie-Regimenter [...], Osnabrück 1976, ND der Ausgabe Berlin 1743, S. 43.

<sup>93</sup> Vgl. Harald Kleinschmidt, *Tyrocinium Militaire. Militärische Körperhaltungen und -bewegungen im Wandel zwischen dem 14. und dem 18. Jahrhundert*, Stuttgart 1989, S. 244.

<sup>94</sup> L. M. Lossow, *Denkwürdigkeiten zur Charakteristik der preußischen Armee, unter dem großen König Friedrich dem Zweiten*, Glogau 1826, S. 139.

<sup>95</sup> Diese Einschätzung erfolgte auch in der italienischen Architekturtheorie vom 15.-17. Jahrhundert. So wurde im frühen 16. Jahrhundert aus den Zinnen mittelalterlicher Befestigungsanlagen ein gänzlich funktionsloser Schmuck, der zum zierenden Hoheitsabzeichen wurde; im 17. Jahrhundert sollte die Herrschaftlichkeit durch breite Straßennachsen visualisiert werden. In dem Maße, wie der reale Schutz vor physischer Gewalt durch militärische Gewalt durch Mauern und Türme abnimmt, übernimmt die Architektur die Garantiefunktion von Herrschaft und gerinnt zur ideologischen Repression. Ihr Ziel ist der *pacifico stato e fermo reggimento* (befriedete politische Verhältnisse und eine gesicherte Herrschaftsstruktur), so bereits der florentinische Universal-Gelehrte Leone Battista Alberti in der Mitte des 15. Jahrhunderts in seinem *Fragment über die Villa* (verfasst um 1430/40), vgl. Reinhard Bentmann, Michael Müller, *Die Villa als Herrschaftsarchitektur. Versuch einer kunst- und sozialgeschichtlichen Analyse*, Frankfurt/M. 1970, S. 101–109.

<sup>96</sup> Darüber hinaus wird das Zusammenspiel von Schloss- und Gartenbaukunst sowie dem Militärwesen kaum besser augenscheinlich als in Blenheim Castle. Schloss und Park wurden dem Herzog von Marlborough von der Regierung nach seinem Sieg bei Höchstädt am 13. August 1704 (brit. Bezeichnung: Blenheim, nach dem auf dem Schlachtfeld liegenden Dorf Blindheim) gebaut. Die Baumalleen im Park

## *Die Lineartaktik im Spiegel zeitgenössischer Ordnungsvorstellungen*

Baukunst finden ihr militärisches Pendant in der breiten militärischen Flügelaufstellung, die ihrerseits eine unüberwindbare Mauer des permanenten Feuers darstellt, wie die architektonische Breite und Wucht ein unbezwingbares Bollwerk. Beide bauen Distanz auf zum Schutz des Monarchen bzw. Feldherrn. Darüber hinaus gehorchten sie beide den gleichen mathematisch-architektonischen Prinzipien. Auch dies korrespondiert mit der metaphorisch aufgeladenen botanischen Architektur, die sich vom Fixpunkt des Schlosses aus über die *geometrisch-axiale Anordnung des Gartenareals [...] bis zum Horizont prolongierte* und damit – angelehnt in Erweiterung des französischen Gartenstils am englischen Landschaftsgarten – den *Drang ins Weite, Wilde, Gefährvolle*<sup>97</sup> symbolisiert: den naturbelassenen Austragungsort der Schlacht. Hinter der eigenen Linie existieren Sicherheit und Schutz, auch Schönheit – vor der eigenen Linie war der Ort der Gefahr.

Insbesondere die Aufstellung zum Kavallerieangriff abwehrenden Karree der Infanterie als archaisch-kubische bewegliche Bastion zeigt die Analogie zur beschützenden *architectura militaris* auf: Die Aufstellung der Truppen ist gekennzeichnet durch die Fassade der Linie, tragende Säulen der Infanterie und schwungvolle Bögen der Kavallerie sowie die dramatische barocke Wuchtigkeit der Artillerie mit ihren auf den Kanonen abgebildeten theologischen Applikationen, die die Linie zum Ort des trotzigen Eindrucks werden ließen.

Die Linie bot jedoch nicht nur Schutz, sie war auch Zierde. Die Uniformierung und Harmonie der Dislozierung, die geometrische Staffelung ausgerichteter Regimenter mit ihrer bunten Vielfalt der Uniformierten symbolisierte die Vielheit der einem Befehl gehorchenden bunt betretenen Masse. Nicht ihre Unterscheidbarkeit war das Wesensmerkmal der Uniformierung. Sie hatte eine tieferliegende Sym-

---

spiegeln die Schlachtordnung der ‚Battle of Blenheim‘ wider, vgl. Ernst Trost, Prinz Eugen, Wien u. a. 1985, S. 144.

<sup>97</sup> Müller, Der Fürstenhof in der Frühen Neuzeit (wie Anm. 31), S. 75.

bolik und Notwendigkeit: Der Glanz der Uniform wird – soziologisch betrachtet – in dem Maße wichtiger, wie ihr Träger, die Masse, unwichtig und ohne realen Einfluss auf das Geschehen ist – von der unterscheidbaren Individualität zur unterschieds- und machtlosen Kollektivität. Die Uniform hatte also eine politisch-symbolische Repräsentativfunktion. Die Tadellosigkeit der Uniform war das Spiegelbild der Tadellosigkeit der wohlgeordneten Monarchie.<sup>98</sup>

Darüber hinaus schafft die Uniform eine kollektive Identität, korporative Geschlossenheit. Sie visualisiert eine Welt mit Sonderrechten, eigener Rechtsprechung sowie absolute monarchische Prärogative wie kein anderes Politikfeld.<sup>99</sup> Das Tragen von Uniformen sollte aber auch zur Ablösung der Orientierung der Gefechtsmontur bzw. -bekleidung an der bürgerlichen Mode beitragen, ohne dies je gänzlich erreichen zu können. Die Armee war eine eigene, geradezu persönliche Anstalt des Monarchen geworden, die nur über ihn mit dem politischen Gemeinwesen verbunden war. Dies sollte nach außen dokumentiert werden – die Differenz von entstehendem Bürgertum und dem Stand des Militärs war aus monarchischer Perspektive geboten und anzuzeigen. Die truppengattungs- bzw. regimentsspezifische Einheitlichkeit der Uniform machte den einheitlichen, einem Befehl gehorchenden militärischen Apparat sichtbar: *Der Soldat ist keine lebendige einmalige Individualität mehr, sondern eine gleichgültige Ziffer, für die das algebraische Symbol der Uniform eingesetzt wird; statt eines bestimmten Soldaten gibt es nur noch den Begriff Soldat, mit dem man nach Belieben zu operieren vermag, wie es in den Alleen von Versailles keine einzelnen Bäume mehr gibt, sondern nur noch eine Anzahl von identischen Proben der Gattung Baum, eine schnurgerade Reihe gleichförmig geschnittener, unter einer allgemeine Schablone subsumierter Exemplare.*<sup>100</sup>

<sup>98</sup> Vgl. Papke, Von der Miliz zum stehenden Heer (wie Anm. 30), S. 176 f. und Luh, Kriegskunst in Europa (wie Anm. 12), S. 177–194.

<sup>99</sup> Vgl. Jutta Nowosadtko, »Der Militäristand ist ein privilegierter Stand, der seine eigene Gesetze, obrigkeitliche Ordnung und Gerichtsbarkeit hat.« Die »Verstaatlichung« stehender Heere in systemtheoretischer Perspektive, in: Meumann, Probe (Hrsg.), Herrschaft in der Frühen Neuzeit (wie Anm. 27), S. 121–141.

<sup>100</sup> Friedell, Kulturgeschichte der Neuzeit (wie Anm. 82), S. 506.

Die Lineartaktik hat neben ihrem Charakter als militärisches Ideogramm für die einzelnen Soldaten einen repressiven Charakter. So wie die Landschafts- und Gartengestaltung durch das Zuschneiden und Zurechtstutzen die Voraussetzung für den ästhetischen Genuss generiert, so unterliegt auch der einzelne Soldat im Rahmen der Lineartaktik repressiver formaler Bedrängung und Abrichtung – Formaldienst als militärische *Dressur* –, um seiner Funktion als menschlicher militärischer Staffage zugeführt zu werden. Die dekorative Komposition der Gartenarchitektur fand ihr Pendant in der textilen Verkleidung des militärischen Instruments; die Kälte des Eisens bekam so eine ornamentale Verzierung durch die Uniformierung der Regimenter. Die Etablierung der Lineartaktik brachte dem Souverän die sublimen Illusion, dass sich sein Ordnungsanspruch auch so, wie in der Gartenbaukunst u. a., über Raum und Zeit erstreckt. Breite, Farbigekeit und Komposition der Linien machten den einzelnen Soldaten zu einem Steinchen eines harmonischen Gesamtmosaiks, über das nur der Demiurg den Überblick hatte.

Die neben aller möglichen Gefahr doch auch Geborgenheit suggerierende Linie mit den gemeinsam neben- und hintereinander aufgestellten Soldaten, geben der Verwundung und dem Tod – es hat schließlich jeden Soldaten einer auch *durchaus abergläubischen militärischen Gesellschaft*<sup>101</sup> treffen können – den Hauch der göttlichen Auswahl und Destination. Die auf das Jenseits bezogene individuelle Heilsgewissheit fand – aus der Perspektive der militärischen Führung – ein kollektives Pendant zur Erhöhung des Einsatzwertes, wie in dem mehrstündigen Artillerieduell zu Beginn der Schlacht bei Höchstädt deutlich wird, *during which, in order to sustain the morale of his troops, Marlborough ordered the chaplains to conduct a service.*<sup>102</sup> Das Gefecht als inszenierter Gottesdienst bzw. zeremonieller Akt – die Uniform machte Soldaten zum *Messdiener* – erreicht die Nähe

---

<sup>101</sup> Kroener, Leuthen (wie Anm. 53), S. 175.

<sup>102</sup> J. F. C. Fuller, *The decisive Battles of the Western World and their influence upon history*, Vol. 1: 480 B. C. – 1757, Granada Publishing 1970, S. 537.

eines möglichen interpretatorischen Zugangs: Zu Beginn das Fanal der zur Schlacht auffordernden Trompeter; die Furie des Feuers der das Gefecht vorbereitenden Artillerie; das perpetuierende Feuer der eine unüberwindliche Feuerwand symbolisierenden Wand der linear aufgestellten Infanterie, die aus dem Höllenschlund hervor galoppierende Kavallerie, bevor sich die göttliche Ruhe der Gewissheit über der mit leblosen Leibern bedeckten Walstatt ausbreitet. Damit wird das Geschäft von Himmel und Hölle an *einem* Tag an *einem* Ort im Rahmen *einer* Handlung – die (vermeintlichen) aristotelische Einheiten – mit einer endlichen und sterblichen Masse an Handelnden auf dem Schlachtfeld vereint in den tragischen – weil ausgeweglosen – Fallstricken des Unausweichlichen. Aufmarsch und Antritt zur Schlacht waren mit den Heeren des 17. und 18. Jahrhunderts deshalb *nur in Paradeuniformen, in einem Rauschzustand höchsten Imponierglanzes möglich. Nur bunteste Prachtaufmachung mit Gold und Silber, gemessener Gleichschritt, Trommelschlag und Pfeifenton, wehenden Fahnen und Kommandorufe vermochten eine Männergruppe in eine solche geradezu mit maximaler Ruhe zelebrierten Todeskampfkostase zu zwingen, wie sie die Taktik jener Paradeschlachten forderte.*<sup>103</sup> So hielt man Einzug in einen religiös-metaphysischen *Gottesdienst*, der mit einem weltlichen Schiedsspruch endete. Die Schlacht wurde zu einem Akt der Rechtsprechung mit überweltlichem Segen, der einen Streit durch das Urteil des Schlachtausgangs, in Ermangelung einer zuständigen weltlichen Rechtsfindungsinstanz, abschloss.

Die Lineartaktik kann daher auch – neben ihrer genuin militärischen Funktionalität – als Ausguss des Ewigkeitsanspruches auf der Basis ewiger, gottgewollter Axiome betrachtet werden. Sie perpetuierte Zeit und Raum. Veränderungen waren nur als graduelle Modifikationen denkbar. Das Ewige im Vergänglichen sollte erkannt und anerkannt werden; ein Verstoß dagegen hatte einen grundsätzlichen, nicht revidierbaren Systemdefekt zur Folge. Das Weltbild war grundgelegt

---

<sup>103</sup> Otto Koenig, Kultur und Verhaltensforschung. Einführung in die Kulturethologie, München 1970, S. 137.

## *Die Lineartaktik im Spiegel zeitgenössischer Ordnungsvorstellungen*

– Zuwiderhandlung war nicht nur Auflehnung gegen absolutistischen Anspruch, sondern auch gegen den ewigen, weil ‘göttlichen’ Ratschluss. Bei der Betrachtung der verschiedenen Beurteilungs-, Rezeptions- und Deutungsmuster müsste die Lineartaktik als militärische Formation – bei Berücksichtigung der Theodizee-Vorstellung Leibniz’ – als *Ergebnis all dieser Ansprüche die vollkommenste sein, die überhaupt möglich ist.*<sup>104</sup>

### *VI. Fazit*

Ausgangspunkt der Untersuchung war die These, dass die militärisch-funktionalen Gesichtspunkte der Erklärung für Entstehung und Beibehaltung der Lineartaktik einen normativen Charakter entwickelt haben, ohne die mehr als gelegentlich auftretende genuin militärische Dysfunktionalität erklären zu können. Vielmehr erwies sich die Einführung und Beibehaltung der Lineartaktik als ein komplexes und differenziert zu analysierendes System, das die Demonstration eines zeittypischen Formwillens abbildete. Die Lineartaktik war – vergleichbar dem Hofe – militärisch-funktionaler Ausfluss und Teil einer sich selbst bespiegelnden Gesamttypologie von zeitkontextualem Selbstverständnis und ihrer Selbstbestätigung im 17. und 18. Jahrhundert.

Der Armeekörper war hierfür die wohlgeordnete *Visitenkarte* des Monarchen. Die Lineartaktik wurde dabei auf der Basis geometrisch-wissenschaftlicher Ordnungsvorstellungen zur militärischen Figur, die die absolute Kontrolle zu visualisieren erlaubte. Mit der Grundlage der Mathematik als *absoluter Wahrheit* wurde auch die Lineartaktik mit ihrer geometrischen Struktur, ihrer breiten Dislozierung zum Gefecht und der Vielfalt bunter Uniformierung in die Sphäre objektiver Klarheit und Schönheit transformiert und nobilitiert.

---

<sup>104</sup> Leibniz, Die Theodizee, Hamburg 1968.

Diese nicht genuin militärspezifischen Ordnungsvorstellungen weisen weit über die ritualisierte militärische Funktionalität der bisher vorrangigen Begründungen für die Einführung und Beibehaltung der Lineartaktik hinaus. Waren Ziele, Methoden und geometrische Ordnungsvorstellungen schon zuvor bekannt und präsent, so bot erst der fürstliche etatistisch-zentralistische Machtanspruch die Möglichkeit zur Umsetzung im Militär. Die Lineartaktik kann daher auch als der optische Nachweis von Politikfähigkeit auf allen Politikfeldern interpretiert und betrachtet werden.

## Shinko Taniguchi

### Neue Forschungen zur japanischen Militärgeschichte des 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts

#### 1. Einleitung: Aspekte der Militärgeschichtsforschung

Im vorliegenden Beitrag möchte ich einen Überblick zum Forschungsstand der japanischen Militärgeschichte vom 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts geben. In der europäischen Geschichte ist es üblich, den Zeitraum vom Ausgang des 15. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts als die *Frühe Neuzeit* zu bezeichnen, die sich politisch, wirtschaftlich und kulturell deutlich von der Moderne unterscheidet. Japan befand sich in der *Sengoku-Zeit* (bis 1568) in einem bürgerkriegsähnlichen Zustand, als mächtige Fürsten (*Daimyō*) um die Hegemonie über das Inselreich rangen. Erst Ende des 16. Jahrhunderts einigte Toyotomi Hideyoshi das ganze Land und unternahm anschließend zwei Expeditionen nach Korea. Nach Hideyoshis Tod gelang Tokugawa Ieyasu durch den Sieg bei Sekigahara 1600 die Gründung der Shōgunatsregierung (*Bakufu*) in Edo (heute: Tokio), die von 1603 bis 1868 insgesamt 15 *Shōgun*e zählte. Nach dem Sturz des Tokugawa-Regimes durch die Meiji-Restauration wurde ein neues Kaiserreich ins Leben gerufen, das sich in den folgenden Jahrzehnten zur konstitutionellen Monarchie entwickeln sollte.

Die Edo-Zeit stellt eine historisch beispiellose Epoche dar, in der – mit Ausnahme der beiden Belagerungskriege in Ōsaka 1614/15 sowie des großen christlich-bäuerlichen Aufstandes in Shimabara-Amakusa 1637 – ein das gesamte Land umfassender Friedenszustand von mehr als zweieinhalb Jahrhunderten bestand. Die militärgeschichtliche Beschäftigung mit dem frühneuzeitlichen Japan wäre angesichts dieses deutlichen Kontrastes zwischen dem äußerst kriegerischen Zeitalter bis Anfang des 17. Jahrhunderts einerseits und der *Kriegslosigkeit* in den nachfolgenden Jahrhunderten andererseits nur wünschenswert,

um aus dem Standpunkt von Krieg und Frieden die japanische und europäische Geschichte vergleichend zu betrachten.

Im Folgenden möchte ich zunächst die allgemeine Tendenz der Militärgeschichtsforschung in Japan skizzieren. Dann stelle ich Bestandteile des frühneuzeitlichen Heerwesens sowie deren Forschungslage im Einzelnen vor.

In der japanischen Geschichtswissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg spielten sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Fragestellungen eine große Rolle, in der vor allem die marxistische Geschichtsauffassung maßgebend war.<sup>1</sup> Im Gegensatz zum institutionellen *Unterbau* des sich entwickelnden Staates wurde die Bedeutung von staatlichen Institutionen wie Militär, Bürokratie oder Justiz in der Forschung vergleichsweise unterschätzt. Dabei wurde unter dem Militär in erster Linie das Symbol des staatlichen Gewaltmonopols verstanden. Nach dem damals gängigen Geschichtsbild sei die frühneuzeitliche Zivilbevölkerung, die durch Hideyoshis Entwaffnungsgebot bzw. Schwerterjagd (*Katana-gari*) wehrlos geworden sei, politisch wie wirtschaftlich der Gewaltherrschaft der Kriegerkaste (*Bushi*) ausgesetzt gewesen. Außerhalb der Geschichtswissenschaft gab es zwar nach wie vor zahlreiche Veröffentlichungen über Strategie und Taktik, Kriegsverlauf sowie einzelne Heeresführer, in akademischen Kreisen befasste man sich allerdings mit solchen Themen nicht gern.

Unter dem Einfluss des neuen, von der französischen Annales-Schule eingeführten Konzepts der Gesellschaftsgeschichte erlebte auch die japanische Geschichtswissenschaft in den 1980er Jahren einen grundlegenden Wandel. Während in diesem Prozess die einst so einflussreichen großen Theorien nach und nach in den Hintergrund traten, griffen Historiker immer vielfältigere Themen auf. Im Mittelpunkt

---

<sup>1</sup> Hierzu vgl. Tadashi Suzuki, *Befreiung vom Tabu: Die japanische Forschung zur europäischen Militärgeschichte seit 1945*, in: *Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit* 11 (2007), S. 25–40, hier S. 26–31. (A. d. Übersetzers)

des geschichtswissenschaftlichen Interesses stand nicht mehr die Ereignis- und Politikgeschichte, sondern die Alltags- und Mentalitätsgeschichte. Auch zur Militärgeschichte erschienen seit den späten 1990er Jahren zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten. Geschichtshandbücher und Lexika nahmen nunmehr Krieg, Frieden und Außenpolitik als Gegenstand einzelner Bände auf.<sup>2</sup> Ausstellungen in den Museen widmeten sich immer häufiger militärgeschichtlichen Themen.<sup>3</sup>

Heutzutage beschäftigt man sich aus verschiedenen Perspektiven mit vergangenen und gegenwärtigen Kriegen.<sup>4</sup> Es erscheinen zahlreiche Monographien über einzelne Feldzüge und Kampfhandlungen, die in den Zeitraum von der zweiten Hälfte des 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts fallen. Hierzu zählen unter anderem die Schlacht von Komaki-Nagakute, in der Hideyoshi und Ieyasu um die hegemoniale Stellung nach dem Tode von Oda Nobunaga kämpften, dann der Imjin-Krieg, die beiden von Hideyoshi initiierten Invasionen des japanischen Heeres in Korea, aber auch die oben genannten Kriege in Sekigahara, Ōsaka sowie Shimabara-Amakusa und schließlich der am Ende der Edo-Zeit zwischen Truppen der neuen Meiji- und der Shōgunatsregierung ausgetragene Boshin-Krieg.<sup>5</sup>

---

<sup>2</sup> Iwanami-Handbuch der Weltgeschichte, Bd. 25: Krieg und Frieden, Iwanamishoten 1997; Geschichtsllexikon, Bd. 7: Krieg und Außenpolitik, Kobundo 1999.

<sup>3</sup> Das Nationalmuseum für japanische Geschichte veranstaltete jeweils im Jahre 2000 und 2006 unter den Titeln *Die Vereinigung des Landes und Schlösser* und *Die Einführung der Feuerwaffen in Japan – von Tanegashima bis zum Boshin-Krieg* zwei Ausstellungen.

<sup>4</sup> National Museum for Japanese History (Hrsg.), *Kampf und die Menschheit*, 5 Bde.; The Historical Science Society of Japan (Hrsg.), *Krieg und Frieden im Mittelalter und Früher Neuzeit*, Aokishoten 2001; Noriyuki Takahashi u. a. (Hrsg.), *Japanische Militärgeschichte*, Yoshikawakōbunkan 2006. Im Jahre 2004 wurde in der Zeitschrift *Rekishigaku Kenkyū* [Journal of Historical Studies] der Sonderbericht über „Entwicklung und Austausch der Militärtechnik und Werte im 16. und 17. Jahrhundert“ veröffentlicht.

<sup>5</sup> Yoshikawakōbunkan-Verlags Handbuchreihe *Kriege in der Geschichte Japans* behandelt in ihren Bänden den Imjin-Krieg (Bd. 16: Hitoshi Nakano, 2008), die Schlacht von Sekigahara und beide Ōsaka-Kriege“ (Bd. 17: Kazuhiko Kasaya, 2007) und den Boshin-Krieg (Bd. 18: Toru Hoya, 2007). Außerdem vgl. Kazuhiko Kasaya, *Die Schlacht von Sekigahara und die frühneuzeitliche*

Das wissenschaftliche Interesse an der Militärgeschichte in den letzten Jahren ist zweifellos darauf zurückzuführen, dass mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem für Japan katastrophalen Ausgang des Zweiten Weltkrieges die heutige Forschergeneration mit militärgeschichtlichen Themen viel *neutraler* umgehen kann. Zudem stellt das Thema Krieg angesichts der weltpolitischen Lage auch Jahrzehnte nach dem Ende des Kalten Krieges ein aktuelles Politikum – so wie in Afghanistan oder im Irak – dar, was der Militärgeschichtsforschung einen neuen Aufschwung gibt.

Im Mittelpunkt der Kriegsgeschichte im engeren Sinne stand die chronologische Beschreibung des Kriegsverlaufes vor allem in Bezug auf Taktik und Strategie, Waffentechnik, Friedensverhandlungen u. ä. Mittlerweile hat man angefangen, einzelne Grundbedingungen des damaligen Heerwesens wissenschaftlich zu untersuchen. Wie beispielsweise Festungen und Schlösser, Schlossbautechniken, Straßen und Flüsse als Heeres- und Versorgungsrouten, die Ausbildung der Soldaten, die Herstellung von Feuerwaffen, die Informationstechnik, die Proviantlieferung, Raub und Plünderung im eroberten Gebiet, die Truppeneinquantierung, natürliche Gegebenheiten, die Heeresverwaltung und einzelne Waffengattungen, die Heereswerbungen, die Mobilisierung der Handwerker und Kaufleute, die Kriegsfinanzierung, die Kriegsdisziplin und die Bewertung militärischer Verdienste. Im Zusammenhang mit der Erforschung der Gedächtniskultur werden Kriegsberichterstattungen, Kriegsdenkmäler, Jubiläumsveranstaltungen und Ausstellungen in den Museen sowie die Ideologisierung des Krieges analysiert.

Die militärgeschichtliche Forschung geht heutzutage weit über den engeren Rahmen der traditionellen Kriegsgeschichte hinaus und

---

Verfassung, Shibunkaku- 2000; Tatsuo Fujita (Hrsg.), Struktur der Schlacht von Komaki-Nagakute. Teil 1: Zum Schlachtfeld, Iwata- 2006; Hideo Hattori u. a. (Hrsg.), Hara-Burg und Shimabara-Aufstand, Shinjinbutsuorai- 2008; Tōru Hoya, Japan am Ende der Shōgunatsherrschaft und Krise der auswärtigen Kriege. Der Hintergrund des Shimonoseki-Krieges, Yoshikawakōbunkan 2010.

trägt damit auch zu der Friedensforschung bei. Im Folgenden möchte ich neue Ergebnisse militärgeschichtlicher Untersuchungen über die Sengoku- und Oda-Toyotomi-Zeit sowie über die Edo-Zeit im Einzelnen vorstellen, wobei der Boshin-Krieg am Ende der Bushi-Herrschaft aus Platzgründen nicht mehr berücksichtigt wird.

## *2. Militärgeschichtsforschung zur Sengoku- und Oda-Toyotomi-Zeit*

Ein wesentlicher Grund für den jüngsten Aufschwung der militärgeschichtlichen Forschung über die Sengoku-Zeit kann in der Veröffentlichung neuer Quelleneditionen und Kommunalgeschichten gesucht werden. Dies gilt vor allem für die Gohōjō, das mächtige Fürstengeschlecht aus Odawara, über das besonders viele Quellen vorhanden sind.<sup>6</sup> Auch über die Takeda ist jetzt eine neue Quellensammlung verfügbar. Über *Kōyōgunkan*, eine militärwissenschaftliche Aufzeichnung der Takeda, deren Quellenwert jedoch bisher nicht unumstritten war, wurden mittlerweile mehrere wissenschaftliche Arbeiten veröffentlicht.<sup>7</sup> Auch zu den anderen Geschlechtern wie Rokkaku und Imagawa erschienen neue Quelleneditionen.<sup>8</sup> Was Oda Nobunaga betrifft, steht eine neue prosopographische Arbeit über seine Gefolgsmänner zur Verfügung.<sup>9</sup> Über mittelalterliche Waffen und Rüstungen sowie deren Veränderung liegt ein modernes Hand-

---

<sup>6</sup> Vgl. die sechsbändige Quellensammlung zum Gohōjō-Clan mit zwei Ergänzungsbänden (Tokyodō 1989–1995 und 1998/2000). Außerdem die 1991–1998 erschienenen betreffenden Bände der Stadtgeschichte von Odawara.

<sup>7</sup> Vgl. die ebenfalls vom Tokyodō-Verlag veröffentlichte, nunmehr sechsbändige Quellensammlung zum Takeda-Clan (2002–2006); Kenji Sakai (Hrsg.), Edition *Kōyōgunkan*, 7 Bde., Kyuko-Shoin 1994–1998. Hideo Kuroda, Die Schlacht von Okehazama und „*Kōyōgunkan*“. Die Quellenkunde von *Kōyōgunkan*, in: Rissho Shigaku [The Historical Reports of Rissho University], 100 (Sep. 2006) erläutert anhand der Darstellungen in *Kōyōgunkan* die Bedeutung der Schlacht von Okehazama.

<sup>8</sup> Die Quellensammlungen wurden 2009 und 2010 ebenfalls vom Tokyodo-Verlag veröffentlicht.

<sup>9</sup> Katsuhiro Taniguchi, Lexikon der Lehnmänner unter Oda Nobunaga, Yoshikawakōbunkan 1995.

buch vor.<sup>10</sup> Untersucht wurde außerdem der mittelalterliche Kriegsdiskurs.<sup>11</sup>

*(1) Zu den Kriegen in der Sengoku- und Oda-Toyotomi-Zeit  
(1467/77 bis 1600/03)*

Es war Oda Nobunaga, der sich in der Endphase der Sengoku-Zeit mit Waffengewalt gegen eine große Anzahl von Konkurrenten durchsetzte. Er galt in der Forschung lange Zeit als ein taktisches Genie: diese Ansicht wurde inzwischen in Frage gestellt. Seinen brillanten Sieg bei Okehazama 1560 führt man nicht mehr einfach auf den von ihm initiierten Überraschungsangriff zurück.<sup>12</sup> Auch die Schlacht bei Nagashino im Jahre 1575, in der die Reitertruppe des Takeda Katsuyori durch die Feuerkraft von 3.000 Luntentzündungen des alliierten Oda-Tokugawa-Heeres eine katastrophale Niederlage erlitt,<sup>13</sup> wird mittlerweile deutlich anders bewertet.<sup>14</sup> Demnach liegt Nobunagas Sieg insbesondere an der von ihm mobilisierten Kriegsmaschinerie im Ganzen, nicht etwa an der militärischen Unfähigkeit des Katsuyori.

Nach der Ermordung von Nobunaga im Honnōji-Tempel 1582 bezwang einer seiner einflussreichsten Gefolgsmänner, Toyotomi Hideyoshi, den Attentäter, Akechi Mitsuhide, bei Yamazaki und entschied den Kampf gegen den rivalisierenden General Shibata Katsuyori für sich. Hideyoshi konnte dann mit dem Sieg bei Ko-

---

<sup>10</sup> Masayuki Fujimoto, Handbuch der mittelalterlichen Schlachten, Rüstungen und Kriegsmalerei in Japan, Yoshikawakōbunkan 2000. Fujimoto macht auch auf Probleme bei der Benutzung von Kriegsmalereien als historischen Quellen aufmerksam.

<sup>11</sup> Kazutake Kobayashi, Yūichi Noritake (Hrsg.), Krieg Bd.1: Gegenwart der Forschung zum mittelalterlichen Kriegsdiskurs, Aokishoten 2004.

<sup>12</sup> Masayuki Fujimoto, Okehazama: die Wahrheit des Überraschungsangriffes von Nobunaga, Yōzensha 2008.

<sup>13</sup> Vgl. Geoffrey Parker, The Military Revolution: Military innovation and the rise of the West, 1500–1800, Cambridge [u. a.] 1988. Parker hält die Schlacht von Okehazama für eine Neuorientierung an der Kriegestaktik.

<sup>14</sup> Masaya Suzuki, Musketiere und Reitertruppe. Die Wahrheit der Schlacht von Nagashino, Yōzensha 2003; Masayuki Fujimoto, Die Schlacht von Nagashino. Hintergründe von Nobunagas Sieg sowie Katsuyoris Niederlage, Yōzensya 2010.

maki-Nagakute über Ieyasu seine Stellung als Nobunagas Nachfolger sichern. Nach Fujita Tasuo markierte diese Schlacht bei Komaki-Nagakute den Beginn eines mit Sekigahara vergleichbaren wichtigen Kampfes um die hegemoniale Stellung, in dem sich andere Fürsten landesweit mehr oder weniger gezwungen sahen, sich entweder auf Hideyoshis oder Ieyasus Seite zu stellen<sup>15</sup>.

Zum Imjin-Krieg, der Invasion des japanischen Heeres in Korea von 1592 bis 1598, analysierte Kitajima Manji sowohl einzelne Schlachten als auch die Taktik des koreanischen Generals Lee Sun-sin, der die japanische Marine vernichtete.<sup>16</sup> Nakano Hitoshi bewertete die Mobilisierung für die Invasion in Korea und die umfangreiche Katastermessung als eine zusammenhängende Politik der Hideyoshi-Regierung.<sup>17</sup>

Unter dem Einfluss des aktuellen Interesses an der Entführung der Japaner durch Nordkorea stellt sich auch die Frage nach Kriegsgefangenen während des Imjin-Krieges. Nach koreanischen Quellen wurden die so genannten *Kōwa*, die japanischen Soldaten, die während des Krieges teils aus Kriegsmüdigkeit, teils aus Proviantmangel kapituliert oder die Seiten gewechselt hatten, nicht nur als Ruderer und Bergarbeiter beschäftigt, sondern sie galten als Vermittler von Kriegstechniken wie Feuerwaffen und Fechtkunst.<sup>18</sup>

Damals wurden auch Angehörige der Zivilbevölkerung gefangenegenommen. Viele Koreanerinnen heirateten Japaner, nachdem sie nach

---

<sup>15</sup> Fujita (Hrsg.), Struktur (wie Anm. 5) enthält Aufsätze von Jun Shiramie und Yoshiki Harima. Während Shiramine eine Datenbasis zum Schlachtverlauf erstellt, deutet Harima darauf hin, dass nach der Schlacht zahlreiche mit rotem Siegel versehene offizielle Briefe (*Syuinjō*) in Hideyoshis Namen ausgestellt worden sind.

<sup>16</sup> Manji Kitajima, Die Korea-Invasion des Toyotomi Hideyoshi, Yoshikawakōbunkan 1995.

<sup>17</sup> Hitoshi Nakano, Der Invasionskrieg der Toyotomi-Regierung und die Katastererhebung, Azekurashobō 1996.

<sup>18</sup> Manji Kitajima, Der Imjin-Krieg und die Bevölkerung. Ein Blickwinkel über *Kōwa*, in: Chōsenkenkyūkai-Ronbunshū [Bulletin of the Society for the Korean Historical Science] 43 (2005).

Japan verschleppt worden waren. Es gab aber auch diejenigen, die durch portugiesische Händler als Sklaven nach Ostasien oder Indien verkauft wurden. Erst 20 Jahre nach dem Krieg wurde die Heimkehr der Koreanerinnen geplant. Doch hatte sich der Großteil von ihnen bereits neuen Lebensverhältnissen in Japan angepasst und verweigerte die Rückkehr nach Korea.<sup>19</sup>

## *(2) Feuerwaffen*

Die erste Flinte tauchte Mitte des 16. Jahrhunderts in Japan auf. In kürzester Zeit verbreitete sich diese neue Waffe landesweit und fand zusammen mit Bogen und Lanzen im offenen Kampf eine massive Anwendung.

Geläufig war bisher die Ansicht, dass die europäische Feuerwaffe von auf Tanegashima gestrandeten Portugiesen zum ersten Mal nach Japan gebracht wurde. Udagawa Takehisa hingegen verglich in seiner Untersuchung Schusswaffen verschiedener Herkunft miteinander und kommt zum Schluss, dass die ersten Gewehre in Japan nicht in Europa, sondern in Asien hergestellt und von Piraten nach Tanegashima gebracht wurden.<sup>20</sup> Ein anderer Forscher datierte die Ankunft der Feuerwaffen in Tanegashima auf 1542, also ein Jahr früher als bislang angenommen.<sup>21</sup> Über die Herstellung der Feuerwaffen liegen ansonsten einige technikgeschichtliche Untersuchungen vor.<sup>22</sup>

---

<sup>19</sup> Moonja Kim, Hideyoshis Invasion in Korea und weibliche Gefangene, in: Hiroko Nishimura (Hrsg.), *Krieg, Gewalt und Frauen*. Bd. 1: *Frauen im Krieg*, Yoshikawakōbunkan 2004, untersucht anhand japanischer und koreanischer Aufzeichnungen die als Kriegsgefangene nach Japan gebrachten Koreanerinnen.

<sup>20</sup> Takehisa Udagawa, *Die Einführung der Schusswaffen. Der Beginn der Frühneuzeit anhand der Waffen*, Chūkōshinsho 1990.

<sup>21</sup> Shuichi Seki, *Schusswaffen und Krieg in Asien im 16. Jahrhundert*, in: Kobayashi (Hrsg.), *Krieg* (wie Anm. 11).

<sup>22</sup> Vgl. Minoru Sasaki (Hrsg.), *Vermittlung der Luntentflinte und Technik*, Yoshikawakōbunkan 2003.

(3) *Burgen und Schlösser*

Seit den 1980er Jahren entwickelt sich in Zusammenarbeit von Literaturwissenschaftlern, Archäologen und Geologen eine interdisziplinäre Schlossforschung. 1987 wurde ein dreibändiges Lexikon über Schlösser und Festungen bis in die Oda-Toyotomi-Zeit veröffentlicht.<sup>23</sup> Ihm folgten zwei Fachzeitschriften: die seit 1987 jährlich erscheinende *Chūsei Jōkaku Kenkyū* [Forschung zum mittelalterlichen Festungswesen] sowie die 2003 neu publizierte *Jōkan Shiryōgaku* [Quellenkunde zur Schlossforschung]. Hier sei allerdings darauf hingewiesen, dass die Konjunktur der Schlossforschung mit der aktuellen Situation zu tun hat, denn zahlreiche Burg- und Schlossruinen droht die Zerstörung durch umfangreiche Stadtentwicklungspläne.<sup>24</sup>

Charakteristisch für das Festungswesen in der Oda-Toyotomi-Zeit war der außerhalb der Festungsmauer eingerichtete Steinwall, der einer besseren Verteidigung dienen sollte. Zuerst ließ Nobunaga die in Kinai bei Tempelanlagen angewendete Steinbautechnik einführen. Unter Hideyoshi wurden dann überall in Japan Schlösser gebaut, welche mit einem hohen Steinwall ausgestattet waren. In den 80er Jahren des 16. Jahrhunderts wurde dieser Steinwall, neben der taktischen eine repräsentative Funktion, ein Symbol der obrigkeitlichen Gewalt.<sup>25</sup> Die Herkunft von *Anō*, einer besonderen Berufsgruppe von Maurern, welche sich auf den Steinbau spezialisierten, sieht man derzeit in der Forschung entweder in einer anlässlich der Bauarbeit von Nobunagas Azuchi-Schloss gebildeten Handwerkergruppe oder in einem alten zunftähnlichen Verband, der dem mittelalterlichen Enryaku-Tempel diente und bereits lange vor der Sengoku-Zeit tätig war.<sup>26</sup>

---

<sup>23</sup> Shūzō Murata, *Illustriertes Lexikon der mittelalterlichen Schlösser*, Shinjinbutsuōraisha 1987.

<sup>24</sup> Beispielsweise: Arbeitskreis zur Erforschung des Schlosses Yagami (Hrsg.), *Schlösser aus der Sengoku- und Oda-Toyotomi-Zeit*, Izumishoin 2000.

<sup>25</sup> Katsuyuki Morita, *Steinwall der Schlösser*, in: Hatsushige Otsuka u. a., *Geschichte Japans in Archäologie* Bd. 6: Krieg, Yūzankaku- 2000.

<sup>26</sup> Hiroshi Nakamura, *Zur Entstehung und Ausbreitung der Mauergruppe Anō*, in: *Japanische Geschichte* 694 (2006); Susumu Sugie, *Anō-Haupt und Anō-Fron*.

Die heutige Schlossforschung des Sengoku- und Oda-Toyotomi-Zeitalters versucht, die Funktionen einer Festung im Kontext des regionalen Herrschaftsgefüges zu begreifen. Somit bildet sie eines der wichtigsten Forschungsgebiete, um die Reaktion der örtlichen Herrschaftsinhaber und der Lokalgesellschaft auf Kriege, die von mächtigen Fürsten geführt wurden, zu untersuchen.

#### *(4) Militärorganisation und Kriegsdisziplin*

Über das Territorium der Gohōjō gibt es bereits Untersuchungen, welche anhand der Militärorganisation die Herrschaftsstruktur und die Trennung der Kriegerkaste von den übrigen Ständen analysieren.<sup>27</sup> Zum Takeda-Clan untersuchte Shibatsuji Shunroku die Strategie, Organisation der Gefolgschaft und Territorialpolitik von Shingen, der im Kampf gegen die benachbarten Gohōjō und Imagawa seine Gebiete erheblich erweitern konnte. Im Fokus der Forschung stehen zudem Themen wie die Wehrverfassung, die Territorialherrschaft, die Außen- und Religionspolitik sowie die Seemacht der Takeda.<sup>28</sup>

Auch in Japan war eine Art Kriegsordnung unentbehrlich, um das Heer besser kontrollieren zu können. Nach Kuroda Motoki konzentrierte sich der Artikelbrief, der ursprünglich einen allgemeinen Verhaltenskodex dargestellt hatte, allmählich auf den Bereich des Militärs. Fujita Tatsuo untersuchte außerdem am Beispiel des Gamō

---

Zum frühneuzeitlichen Anō, in: *Japanische Geschichte* 717 (2008).

<sup>27</sup> Kenichiro Kubo, Burgnetzwerk und Herrschaftssystem im Fürstentum, in: Hisashi Fujiki u. a. (Hrsg.), *Forschungen zu Hōjō Ujijasu, Takashishoin* 2004; Yūichi Noritake, Die Truppenaufstellung des Fürsten von Hōjō und die Trennung der Stände, in: Shigemitsu Kamogawa (Hrsg.), *Die mittelalterlichen Machthaber und die Lokalgesellschaft in Japan, Yoshikawakōbunkan* 2007.

<sup>28</sup> Shunroku Shibatsuji, *Shingens Strategie. Organisation, Schlachten, Territorialpolitik, Chūkō-Shinsho* 2006; Masaru Hirayama u. a. (Hrsg.), *Macht und Herrschaft des Sengoku-Daimyō Takeda, Iwata-Shoin* 2008; Tatsuo Kamogawa, *Piraten der Takeda Kohama Kagetake*, in: Shoji Sasamoto u. a. (Hrsg.), *Forschungen zu Takeda Shingen, Takashishoin* 2002.

Ujisato, wie ein Daimyō seine im Laufe der Oda-Toyotomi-Zeit erheblich vergrößerten Truppen kontrollieren konnte.<sup>29</sup>

*(5) Proviantlieferung, Rüstungsgüter und Handelsverkehr*

Kubo Kenichiro wies in Bezug auf die Heeresversorgung im Spätmittelalter neben Plünderung und Zwangsverkauf im feindlichen Gebiet auch auf die Errichtung der Versorgungsrouten hin, von denen auch Kaufleute profitieren konnten.<sup>30</sup> In diesem Zusammenhang behauptete Takagi Shosaku, dass sich in der Sengoku-Zeit jeder Krieger selbst mit Proviant versorgen musste, während in der Edo-Zeit der Daimyō dafür zuständig war. Kikuchi Hiroyuki kritisierte in seinen Untersuchungen diese Verallgemeinerung und verwies auf Fürsten wie die Mōri, die durchaus imstande waren, die Truppen aus eigener Kraft mit Kriegsgütern zu versorgen. Es geht aber hierbei wohl nicht darum, wo man sich Proviant beschaffen konnte, sondern eher darum, wer die Heeresversorgung finanzieren musste. Diese Problematik soll in weiteren Forschungsvorhaben noch differenzierter untersucht werden.<sup>31</sup>

Schwere Kriegslasten lösten oft vor Ort wirtschaftliche Konflikte aus. Viele Lehnsleute, die wegen der explodierenden Kosten für die Kriegsvorbereitung nicht mehr imstande waren, Schulden zu begleichen, sahen sich ihrerseits gezwungen, die Lasten auf die Untertanen

---

<sup>29</sup> Motoki Kuroda, Die Truppen der Sengoku-Daimyō nach Militärquellen, in: Kobayashi (Hrsg.), Krieg (wie Anm. 11); Tatsuo Fujita, Kriegsverfassung und Kriegsführungsrecht der Daimyō in der Oda-Toyotomi-Zeit, in: Shokuhōki Kenkyū [The Journal of Oda-Toyotomi Period] 10 (2008).

<sup>30</sup> Kenichiro Kubo, Krieg und Schlachtfeld aus der Perspektive der Versorgungsprobleme, in: Kobayashi (Hrsg.), Krieg (wie Anm. 11).

<sup>31</sup> Shosaku Takagi, Untersuchung zur frühneuzeitlichen Staatsgeschichte Japans, Iwanamishoten 1990; Hiroyuki Kikuchi, Ein Beitrag zum Kriegsproviantwesen im Territorium des Sengoku-Daimyō Mōri, in: Hitotsubashi Ronsō [The Hitotsubashi Review] 123 (2000).

abzuwälzen. Dies hatte häufig zur Folge, dass Schuldenerlasse per Regierungsdekrete (*Tokusei*) gefordert wurden.<sup>32</sup>

Der Krieg traf die lokale Ökonomie äußerst hart – sowohl fiskalisch als auch materiell. Ein Krieg und dessen Vorbereitung beanspruchten nicht nur eine enorme Menge von Eisenwaren, Hölzern und Bambussen zum Festungs- und Schiffbau, sondern auch die dazu notwendigen Arbeitskräfte, was, wie Morimoto Masahiro vor kurzem nachgewiesen hat, zu einem beträchtlichen Umweltwandel in der betroffenen Region führte.<sup>33</sup>

Bei der Beförderung der Kriegsgüter war auch der Seeweg von großer Bedeutung, der im Vergleich zum Landweg ohne die ansonsten notwendige kostspielige Instandhaltung sowie ohne die Gefahr von Plünderungen in vielerlei Hinsicht vorteilhaft war.<sup>34</sup> So wurde der Transport von Hölzern, deren Nachfrage als Baumaterial mit andauernden Kriegswirren immer größer wurde, auch über das Meer organisiert. Sowohl unter Hideyoshi als auch unter Ieyasu war die Absicherung des Seeweges daher ein bedeutender Faktor in der politisch-wirtschaftlichen Struktur.<sup>35</sup>

#### *(6) Krieg und Gesellschaft*

Fujiki Hisashi führt die Ursache für die Kriegsverdichtung von der zweiten Hälfte des 15. bis ins 16. Jahrhundert auf klimatische Veränderungen zurück. Er verwies dabei auf Ergebnisse der historischen Klimaforschung in Europa: Hier sei die Plünderung von Siedlungen und Dörfern nicht unbedingt illegal gewesen. Die Disziplinierung

---

<sup>32</sup> Kenichiro Kubo, Wirtschaftliche Konflikte in Daimyō-Domänen, in: Bulletin of the Graduate Division of Letters, Arts and Sciences 52, Tl. 4 (2006).

<sup>33</sup> Masahiro Morimoto, Die Schlachten im Sengoku-Zeitalter aus der Perspektive der Kriegsvorsorgung, *Yōzensha* 2008.

<sup>34</sup> Tomoko Watanuki, Krieg und Meeresverkehr, in: Kobayashi (Hrsg.), *Krieg* (wie Anm. 11).

<sup>35</sup> Yūji Sone, Die politische und wirtschaftliche Struktur der Regierung unter Hideyoshi sowie Ieyasu, *Azukurashobō* 2008.

des Heerwesens habe sich in erster Linie auf die Versorgung der Söldner bezogen, deren Anzahl auf Grund der taktischen Änderungen angestiegen sei.<sup>36</sup>

Auch in Japan herrschten in der Sengoku-Zeit Missernten und Hungersnot. Man trat als Söldner in Militärdienste, um zu überleben. Seit es im Inneren des Landes kaum mehr Kriege gab, verdingten sich viele als Söldner in den militärischen Invasionen Koreas. Nach Fujiki waren auch weite Teile des Stadt-, Schloss- und Bergbaus eine Art gemeinnütziges Unternehmen, um den *arbeitslosen* Söldnern eine Beschäftigung zu bieten.<sup>37</sup>

Minegishi Sumio sieht ebenfalls in der klimatischen Verschlechterung während der zweiten Hälfte des 15. und im 16. Jahrhundert die Hauptursache für Missernten und Hungersnöte, welche häufig zu bewaffneten Konflikten führten. Zum Schutz von Besitz und Leben erwarben die Kommunen von Sengoku-Daimyō gegen Geldzahlung eine Art Schutzbrief. Vor allem im militärischen Grenzgebiet, das stets von Übergriffen bedroht war, wurde oft versucht, durch die gleichmäßige Ablieferung von Steuer- und Frondiensten an jede der verfeindeten Parteien wenigstens regional Sicherheit aufrecht zu erhalten.<sup>38</sup> Die Bauern lehnten andererseits die von den Fürsten verlangten Kriegsdienste außerhalb ihres Lebensraums strikt ab und konnten gegen Zahlung von Ersatzgeld auch von Lager- und Fuhrdiensten befreit werden.<sup>39</sup>

---

<sup>36</sup> Susumu Yamauchi, Die Geschichte des juristischen Konzepts der Plünderung. Menschen, Krieg und Gesetz im europäischen Mittelalter und Frühneuzeit, Tokyo 1993.

<sup>37</sup> Hisashi Fujiki, Schlachtfelder der gemeinen Soldaten. Söldner und Sklaverei im Mittelalter, Asahishuppansha 1995.

<sup>38</sup> Sumio Minegishi, Sozialgeschichte der mittelalterlichen Katastrophen und Kriege, Yoshikawakōbunkan 2001.

<sup>39</sup> Tuguharu Inaba, Mobilisierung des Dorfes und Lagerdienst. Last des Friedens in der Sengoku-Zeit, in: Krieg und Frieden (wie Anm. 4).

Somit entsteht möglicherweise der Eindruck, abgesehen von Söldnern kämpften nur Bushi, während sich die Ortschaften auf eigene Faust verteidigten. Doch bei einem offenen Krieg zwischen zwei oder mehreren Daimyō wurde auch die Zivilbevölkerung weitgehend in Kampfhandlungen verwickelt und nicht selten als ein Teil der Truppen an der vordersten Front eingesetzt. Korn- und Reisfelder wurden systematisch zerstört, um belagerte Dorfbewohner entweder zum Kampf oder zur Kapitulation zu zwingen.<sup>40</sup>

Insgesamt wissen wir heute wesentlich mehr über Kriege und das Heerwesen in der Sengoku-Zeit. Aber es gibt immer noch viele Forschungsdesiderate, z. B. in Bezug auf die Anzahl der Kampfeinheiten, die Wirkung von Bogen und Feuerwaffen, das Söldnerleben, die einzelnen Waffengattungen und die Militärübungen.<sup>41</sup>

### *3. Militärgeschichtsforschung zur Edo-Zeit (1600/03–1868)*

#### *(1) Kriegsgeschichtliche Untersuchungen*

In der Schlacht bei Sekigahara 1600 siegten Ieyasu und sein Sohn Hidetada gegen Toyotomi Hideyori und dessen Unterstützer. Die somit eingeleitete Edo-Zeit kannte mit Ausnahme ihrer Spätphase nur zwei Kriege: die Kämpfe in Ōsaka sowie den Aufstand der Christen in Shimabara-Amakusa. Bei Ersteren handelt es sich um einen Belagerungskrieg, in dem das 100.000 Mann starke Tokugawa-Heer das Ōsaka-Schloss angriff. Der Aufsatz von Taniguchi Shinko zu dieser Schlacht thematisiert Probleme wie die Taktik mit dem Einsatz von Feuerwaffen, die Mobilisierung von Handwerkern, die Benutzung und den Transport unterschiedlicher Kriegsmaterialien, die Sicher-

---

<sup>40</sup> Hiroki Yamamoto, Zum Krieg in der Sengoku-Zeit. Aus der Perspektive der Lokalgesellschaft, in: *Rekishi Hyōron* 572 (1997).

<sup>41</sup> Shinya Suzuki, Unbeantwortete Fragen der Sengoku-Militärgeschichte, *Yozensha* 2010.

stellung des Verkehrsnetzwerkes, Plünderungen sowie die Gegenmaßnahmen der lokalen Gesellschaft.<sup>42</sup>

Im bäuerlich-christlichen Aufstand in Shimabara-Asakusa standen den Truppen der Shōgunatsregierung, die etwa 124.000 Mann zählten, 37.000 Aufständischen gegenüber, die sich in die Hara-Festung zurückzogen. Senda Yoshihiro untersuchte anhand des archäologischen Befunds sowie der schriftlichen und bildlichen Quellen das Belagerungssystem der Regierungstruppen und zog daraus die Schlussfolgerung, dass die in Shimabara praktizierte Taktik mit der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts von Vauban entwickelten Fortifikations- und Belagerungstechnik in Europa durchaus vergleichbar und somit von welthistorischer Bedeutung ist.<sup>43</sup>

Die Hara-Festung, die zwischen 1599 und 1604 nach der im Imjin-Krieg entwickelten Technik gebaut wurde, gilt als einzigartiges Beispiel, wo noch heute konkrete Spuren des blutigen Kampfs entdeckt werden können. Bei den Aufständischen handelte es sich um christliche Bauern, so dass die Gefallenen nie richtig bestattet, sondern unter den zerstörten Gebäuderesten einfach vergraben wurden. Während der seit 1992 laufenden archäologischen Untersuchung wurden neben über 700 Gebeinen, die starke Kampfspuren aufwiesen, eine Menge von Kreuzen und Rosenkränzen, verschiedenes Essgerät und Waffen ausgegraben.<sup>44</sup>

---

<sup>42</sup> Shinko Taniguchi, Zum Krieg in der Übergangszeit. Überlegungen zu den Schlachten in Ōsaka, in: Krieg und Frieden (wie Anm. 4).

<sup>43</sup> Yoshihiro Senda, Der Shimabara-Aufstand. Die Belagerung des Hara-Schlusses, in: Hara-Burg und Shimabara-Aufstand (wie Anm. 5).

<sup>44</sup> Zum Aufstand (*Ikki*) in Shimabara auch vgl. Yukihiro Ōhashi, Frauen im Shimabara-Amakusa-Ikki, in: Nishimura (Hrsg.), Frauen im Krieg (wie Anm. 19); ders., Shimabara-Amakusa-Ikki, Yoshikawakōbunkan 2008; Chizu Hayashi, Anerkennung der Kriegsverdienste im Shimabara-Aufstand, in: Japanese History 679 (2004).

(2) Die Schlosspolitik als Herrschaftsmittel

Shiramine Jun fasst die Schlosspolitik unter Ieyasu und Hidetada folgendermaßen zusammen: Ieyasu ließ um das von Hideyori und seiner Mutter Yodo bewohnte Schloss Ōsaka herum auf Kosten der Daimyō eine Kette von Festungen bauen, in die ausschließlich *Fudai-daimyō*, den Tokugawa nahe stehende Fürsten und Erblehensträger, als Burgherren installiert wurden. Hideyori und Yodo sahen sich, militärisch völlig isoliert, im Verlauf des Ōsaka-Krieges zum Selbstmord gezwungen. Damit wurden die Tokugawa endgültig, sowohl politisch als auch militärisch, Herrscher über das gesamte Inselreich. Beim Edikt *Ikkoku-Ichijo-Rei* – eine Festung je Territorium – handelt es sich um einen Befehl, dass jeder Fürst in seinem Territorium nur ein einziges Residenzschloss behalten durfte. Die restlichen Festungen und Burgen, die oft örtlichen Vasallen von Daimyō gehörten, ließ das Shōgunat abreißen. Indem potentielle Konkurrenten ausgeschaltet wurden, konnten Daimyō ihrerseits in eigenen Fürstentümern das Gewaltmonopol durchsetzen. In *Buke shohatto* (Vorschriften für die Kriegerkaste) waren der Bau und die Reparatur von Burgen ohne Genehmigung des Shōgunats prinzipiell verboten. Davon ausgenommen wurden lediglich die *Fudai-daimyō*, die bereits vor der Schlacht bei Sekigahara auf der Seite der Tokugawa gestanden hatten. Diese Ausnahmeregelung verstärkte letztendlich die militärische Kraft vom Shōgunat.<sup>45</sup>

Die neue Schlossforschung verweist auf die Notwendigkeit, das Burgwesen in der Edo-Zeit in der Kontinuität von der Oda-Toyotomi-Zeit zu betrachten. Zwar stellte die Shōgunatsregierung die Schlösser der Daimyō unter strikte Kontrolle, aber es gab auch mit Graben und

---

<sup>45</sup> Jun Shiramine, Untersuchung der Geschichte der frühneuzeitlichen Schlösser in Japan, Azekurashobō 1998; ders., Schlösser von Toyotomi – Schlösser von Tokugawa. Krieg, Politik und Schlösser, Azekurashobō 2003; ders., Shōgunatsmacht und Kontrolle der Schlösser. Die Wirklichkeit der Reparatur und Visitation, Iwatashoin 2006. Zum Edikt *Ikkoku-Ichijo-Rei* vgl. Chizu Fukuda, Die Entwicklung der Schlosspolitik am Anfang des 17. Jahrhunderts, in: Ronshū Kinsei [Zeitschrift Frühneuzeit] 17 (1995).

Mauern festungsähnlich ausgerüstete Anwesen (*Jinya*), die von kleineren Daimyō oder Statthaltern vor Ort bewohnt wurden. Fukushima Katsuhiko schlägt vor, nicht nur Daimyō-Schlösser, sondern auch solche Jinya und Amtshäuser besonders in Zusammenhang mit deren Funktion in der örtlichen Gesellschaft zu untersuchen.<sup>46</sup>

### *(3) Mobilisierung der Truppen*

Als Zeichen seines Gehorsams gegenüber dem Shōgun war jeder Daimyō verpflichtet, prinzipiell abwechselnd ein Jahr in Edo und ein Jahr in seinem Territorium zu verbringen. In Edo diente er im Edo-Schloss, wo der Shōgun lebte, und führte ein Hofamt als Ehrentitel wie die Feuerwächter der Tempel, die den Tokugawa gehörten. Er musste außerdem seine Frau und Kinder als Geiseln in Edo lassen. Das heißt, dass die Erbnachfolger jedes Daimyō nicht in der heimischen, sondern in der Kultur von Edo aufgezogen wurden. Dieses kostspielige System des jährlichen Residenzwechsels (*Sankin-kōtai*) bedeutete für einen Daimyō eine erhebliche Einschränkung seiner politischen, wirtschaftlichen und militärischen Möglichkeiten, der Shōgunatsregierung ermöglichte es aber eine bessere Kontrolle über die Daimyō.

Die Truppen von Daimyō, die im Residenzschloss und in der Burgstadt stationiert waren, wurden bei Bauernaufständen, aber auch bei der obligatorischen Reise nach Edo und Nikko oder bei der fürstlichen Falkenjagd mobilisiert. Sonst wurden sie hauptsächlich als Wache der Residenz oder als Grenzschutz eingesetzt.

Die Falkenjagd gab den Truppen die Gelegenheit, im hierfür bestimmten Gebiet Reit- oder Schussübungen abzuhalten. Die Häufigkeit der Falkenjagd war jedoch vor allem vom Willen des jeweiligen

---

<sup>46</sup> Katsuhio Fukushima, Zum Schlosswesen in der Übergangszeit vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit. Die Entstehung vom Tanba sonobe jinya, in: *Rekishi Hyōron* 657 (2005).

Shōgun abhängig. Während der fünfte Shōgun Tsunayoshi, der für seine extremen Tierschutzedikte bekannt war, nie jagte, ließ der achte Shōgun Yoshimune allein für das Jahr 1725 16 Mal eine Falkenjagd veranstalten.<sup>47</sup>

Beim Nikko-Zug pilgerte der Shōgun nach Nikko, wo der erste Shōgun Ieyasu im Hausschrein der Tokugawa als Gottheit verehrt wurde. Der Großteil von insgesamt 17 Nikko-Fahrten während der Edo-Zeit fand allerdings unter dem zweiten und dritten Shōgun Hidetada und Iemitsu statt. Es ging dabei in erster Linie darum, die Hierarchie von Daimyō – darunter nahmen die mächtigen Tokugawa selbstverständlich den obersten Rang ein – und die Militärmacht des Shōgunats zu demonstrieren. Zu diesem Zweck wurde der Shōgun von einer Reihe von Daimyō begleitet.

Der Pilger-Zug bestand aus nach einem Mobilisierungsgesetz festgelegten Truppenkontingenten von Daimyō, deren gesamte Heeresstärke oft über mehrere 100.000 Mann betrug.<sup>48</sup> Es ist leicht vorstellbar, wie eindrucksvoll diese Art von Machtdemonstration auf die Bevölkerung gewirkt haben mag.

#### *(4) Militär und Gesellschaft*

Mit der Stabilisierung der militärischen Lage in Ostasien durch den Herrschaftswechsel in China konnte sich die Shōgunatsregierung seit der Mitte des 17. Jahrhunderts zunehmend auf die Binnenverwaltung konzentrieren. Aus den Bushi, die bisher ausschließlich als Mili-

---

<sup>47</sup> Zur Falkenjagd des Shōgun vgl. Mitsuo Nezaki, Die Falkenjagd des Shōgun, Dōseisha 1999; ders., Forschungen zur Falkenzuchtwesen in der Edo-Zeit, Yoshikawakōbunkan 2008.

<sup>48</sup> Kazuo Ōtomo, Die Organisation von Daimyō, Vasallen und die Öffentlichkeit bei Shōguns Besuch im Nikkō-Tokugawa-Schrein, in: Kokushigaku [The Journal of Japanese History] 190 (Nov. 2006); Takeshi Tanemura, *Sojaban* und Zeremonien in Schlössern auf dem Weg nach Nikkō bei Shōguns Besuch im Tokugawa-Schrein 1842, in: Ebd.; Yukiko Tsubakida, Shōguns Besuch im Tokugawa-Schrein und die Frage der Strandverteidigung in Uraga, in: Bulletin of the Graduate Division of Letters, Arts and Science of Waseda University 54, Tl. 4 (2008).

tär fungiert hatten, wurden nunmehr Verwaltungsbeamte. Um breite militärische Aufgaben zu bewältigen, die vom Festungsbau über die Waffenherstellung bis zur Proviantlieferung reichten, hatte ohnehin jeder Daimyō über einen weitverzweigten Verwaltungsapparat verfügt. Jetzt kamen zivile Aufgaben hinzu. Zwei Sonderausgaben der Zeitschrift „*Rekishi Hyōron*“ setzen sich 1998 und 1999 unter dem Thema *Frühneuzeitliche Bushi im weltgeschichtlichen Vergleich* mit diesen beiden Aspekten der Bushi als Krieger und Verwaltungsbeamte auseinander. Es gibt heute viele Untersuchungen über die Militärorganisation und die Bürokratie in der Edo-Zeit.<sup>49</sup>

Über das Alltagsleben der Bushi und ihr Verhältnis zur Gesellschaft sind wir relativ gut informiert. Ein von einem Owari-Vasallen über 30 Jahre lang geführtes Tagebuch, das von Kōsaka Jirō bearbeitet wurde, zeichnete alltägliche Ereignisse in der unmittelbaren Umgebung des Autors auf und verrät äußerst viel über die damalige Gesellschaft. Einem Haushaltsbuch aus dem Ende der Edo-Zeit kann man zudem entnehmen, wie schlecht die Lebensverhältnisse eines niederen Bushi waren.<sup>50</sup>

Bedienstete bei einem Bushi kamen aus dem einfachen Volk. Als Lehensträger eines Fürstentums musste ein Bushi von vielen Dienern und Knechten begleitet werden. Unter solchen Leuten gab es einerseits langjährige Diener, die auf Dauer einem Herrn dienten, und andererseits Angestellte, die kurzfristig durch Personalvermittlung als *Zeitarbeiter* eingestellt wurden. Die Letzteren unterwarfen sich nur während des Vertrags der Kontrolle ihres Arbeitgebers und kehrten nach Ablauf des Kontrakts wieder in ihre städtische bzw. dörfliche

---

<sup>49</sup> Takagi, Untersuchung (wie Anm. 31); Shigeo Negishi, Entstehung und Struktur frühneuzeitlicher Krieger-Gesellschaft, Yoshikawakōbunkan 2000; Susumu Koike, Entwicklung der Truppen unter direkter Kontrolle des Bakufu, Yoshikawakōbunkan 2001; Jōji Fujii, Die Bürokratie in der Edo-Zeit, Aokishoten 1999.

<sup>50</sup> Jirō Kōsaka, Tagebuch eines Otatamibugyo in der Genroku-Epoche, Chūkōshinsho 1992; Michifumi Isoda, Hausbuch eines Bushi, Shinchōshinsho 2003; Jun Shibata, Das Alltagsleben des Bushi, Kōdansha 2000.

Umgebung zurück.<sup>51</sup> Das stehende Heer in der Edo-Zeit konnte ohne eine derartige Dienerschaft nicht bestehen.

Auf dem Land gab es aber auch privilegierte Wehrbauern bzw. lokale Samurai, die verpflichtet waren, nur in Kriegszeiten mit ihrer Gefolgschaft ins Feld zu ziehen. Ihre Zahl übertraf nicht selten die der ordentlichen Vasallen, so wie im Fürstentum Tsu.<sup>52</sup> Das stehende Heer wurde von ihnen ergänzt und blieb damit nicht ohne Einfluss auf die ständische Gesellschaft.<sup>53</sup>

#### *(5) Waffenbesitz und -gebrauch*

Nun zu den Fragen nach Waffenbesitz und -gebrauch: Fujiki stellte schon früh die Wirkung von *Katana-gari* (Schwerterjagd zur Entwaffnung) unter Hideyoshi, die den Ausgangspunkt der Ständetrennung dargestellt haben soll, in Frage. Tsukamoto Manabu betonte, dass es nach einer Erhebung vom Ende des 17. Jahrhunderts auf dem Land mehr Gewehre gab als im Militär. Nach ihm hegten weder die Shōgunats- noch die Daimyō-Regierungen die Absicht, alle Schusswaffen zu beschlagnahmen.<sup>54</sup>

---

<sup>51</sup> Ryōta Matsumoto, Edo-Anwesen des Chōshū-Clans und Bedienstete aus der Heimat. Buke-Diener in der Genroku-Epoche, in: *Rekishihyōron* 537 (1995); Satoshi Higashitani, Wandel des Steuersystems bei Buke-Dienern in der mittleren und späteren Periode der Frühneuzeit, in: *Nihon kenkyū* [Journal of Japanese History] 467 (2001); Tōru Morishita, Buke-Diener und Arbeitergesellschaft, Yamakawashuppansha 2007.

<sup>52</sup> Tatsuo Fujita, Regionale Struktur in der Übergangsphase vom Mittelalter zur Frühneuzeit in Japan, Azekurashobō 2000.

<sup>53</sup> Hierbei handelt es sich um die Frage nach der Wirklichkeit der Ständetrennung in der frühen Neuzeit. Vgl. Yuriko Yoshida, Trennung der Stände und Lokalgesellschaft, Azekurashobō 2000.

<sup>54</sup> Manabu Tsukamoto, Politik um Lebewesen. Volkskunde der Genroku-Ära, Heibonsha 1983; Kōichi Takei, Aufdeckung der versteckten Schusswaffen in der Tenpō-Ära und deren historische Bedeutung, in: *Japanische Geschichte* 649 (2002); ders., Waffenerhebung in den acht Kantō-Provinzen unter Ietsuna, in: *Japanische Geschichte* 690 (2005).

Dies hatte mit dem Umstand zu tun, dass mit der Erweiterung von landwirtschaftlich genutzten Flächen Schäden durch Wildtiere erheblich zugenommen hatten. Die Obrigkeiten, die von Abgabeneinkünften abhängig waren, mussten den Bauern die Benutzung von Schusswaffen erlauben, um die landwirtschaftliche Produktion anzukurbeln. Der Frieden im Innern wurde somit ohne eine Entwaffnung der Gesellschaft erhalten.

Es war früher die gängige Meinung, die völlig entwaffnete Bevölkerung habe sich häufig zum *Ikki* (Aufstand) gezwungen gesehen, um der Gewaltherrschaft und Ausbeutung durch Bushi zu widerstehen. Die heutige Forschung sieht das Ziel eines Ikki eher in der Garantie der Erwerbstätigkeit. Bei der Fragestellung moderner Untersuchungen geht es also beispielsweise um den Inhalt der politischen Herrschaft durch Bushi, die Möglichkeit der Gewaltanwendung gegenüber der Bevölkerung und den Charakter des Friedens in der Edo-Zeit, in der die zivile Bevölkerung weiterhin bewaffnet war.

In diesem Zusammenhang muss auch auf die Disziplinierung der Bushi aufmerksam gemacht werden. Taniguchi analysierte Gerichtsurteile, die von den Shōgunats- und Daimyō-Regierungen gefällt wurden. Ihrem Ergebnis zufolge waren Bushi einerseits verpflichtet, der Gewalt ebenfalls mit Gewalt zu begegnen. Andererseits war die Ausübung von Gewalt gesetzlich und gerichtlich äußerst begrenzt. Gegen die Beherrschten durfte die Gewalt auf keinen Fall willkürlich angewendet werden. Darüber hinaus wurde vom Bushi, der gleichzeitig Krieger und Beamter war, stets erwartet, auch moralisch eine Vorbildfunktion zu erfüllen.<sup>55</sup>

---

<sup>55</sup> Shinko Taniguchi, *Die frühneuzeitliche Gesellschaft und Rechtsnorm, Yoshikawakōbunkan 2005.*

(6) Die Einführung der abendländischen Kriegstechnik und die Küstenverteidigung

Im Landesinnern gab es keine Kriege mehr. Dafür wurde der Ausbau der Verteidigungsanlagen an der Küste, der bereits am Anfang der Edo-Zeit in Angriff genommen worden war, vom Ende des 18. Jahrhunderts an intensiviert, um das Eindringen von ausländischen Schiffen zu verhindern. Es ging dabei um weitreichende Aufgaben: vom Festungsbau über die Küstenwache bis zu Schussübungen. Und gerade in diesem Bereich sahen sich die Shōgunats- und Daimyō-Regierungen genötigt, die in Europa entwickelte Kriegstechnik einzuführen.<sup>56</sup>

Die Untersuchungen von Asakawa Michio und Tomikawa Takeshi über Edo und Nagasaki zeigten exemplarisch, wie die europäische Militärtechnik den japanischen Verhältnissen angepasst wurde.<sup>57</sup> Die ursprüngliche Fortifikation an der Mündung der Edo-Bucht verfügte nur über Vorderlader-Geschütze mit begrenzter Schussweite und konnte das Eindringen der amerikanischen Flotte ins Innere des Landes nicht verhindern. Deshalb hatte man die neu angelegte Shinagawa-Küstenbastion, die nach dem Werk des Holländers J.M. Engelberts *Proeve eener verhandling over de kustverdediging* gebaut worden war, mit Kanonen ausgestattet. Dieses neue Bastionssystem, das über eine Vieleckkonstruktion verfügte und so tote Winkel verringerte, galt als Muster bei der Errichtung von Goryōkaku, der Großfestung europäischen Stils in Hakodate.

In Nagasaki, wo sich mit der künstlichen Insel Dejima das einzige Tor ins Ausland befand, war das Fürstentum Saga, einer der spä-

---

<sup>56</sup> Teruyuki Kaji, Die Einführung der europäischen Kriegskunst im frühneuzeitlichen Japan, in: Kampf und die Menschheit (wie Anm. 4).

<sup>57</sup> Michio Asakawa, Die Verteidigung von Edo-Bucht und die Shinagawa-Festung, in: The Journal of Military History 153/39–1 (2003); Takeshi Tomikawa, Einfluss der niederländischen Kriegskunstschriften auf die Küstenverteidigung von Nagasaki und Edo-Bucht am Ende der Edo-Periode, in: Bulletin of the Japan-Netherlands Institute 30–1/53 (2005).

teren Hauptakteure der Meiji-Restauration, für die Verteidigung der Hafenstadt zuständig. Für diese Aufgabe ließ es sich von der Shōgunatsregierung große Geschütze aus und stationierte eine Flotte von Schnellbooten mit 40 bis 80 Rudern. Zur Verstärkung des Abwehrsystems schickte die Saga-Regierung ihre Handwerker zur Schützenschule des Bakufu-Ingenieurs Egawa Hidetatsu und ließ diese niederländische Schriften über die Kriegs- und Fortifikationskunst studieren. Die vom Fürstentum Saga errichtete Bastion wurde nach der Schrift des Holländers N. Savart *Beginselen der versterkingskunst* entworfen.<sup>58</sup>

Im Zusammenhang mit Feuerwaffen untersuchte Itagaki Eiji die Herstellung von Salpeter, das für die Pulverproduktion notwendig war, im Fürstentum Kaga. Obwohl über niederländische Schriften die europäische Gewinnungsmethode von Salpeter durchaus bekannt war, hielt man sich weiterhin an die traditionelle Methode, welche den klimatischen Bedingungen in der schneereichen Region angepasst war. Bei der Abschaffung der Fürstentümer waren in Kaga ca. 560 Tonnen Pulver und 9,5 Millionen Patronen vorhanden, eine Menge, die mit dem 525 Tonnen Pulvervorrat der Shinagawa-Bastion durchaus vergleichbar war.<sup>59</sup>

#### *(7) Bauernsoldaten am Ende der Edo-Zeit*

Nach der Ankunft der amerikanischen Flottille unter Kommodore Perry 1853 entfachte sich im Zuge des notwendigen Aufrüstungsprogramms eine Diskussion um das Aufgebot der Bauern als reguläre

---

<sup>58</sup> Susumu Nagano, Das System der Nagasaki-Verteidigung in den frühen Jahren und das Fürstentum Saga, in: Saga University Economic Review 35–4/137 (2002); ders., Eine Überlegung zur Nagasaki-Verteidigung in der Koka-Kaei-Periode, in: Ebd. 38–1/152 (2005).

<sup>59</sup> Eiji Itagaki, Pulver des Fürstentums Kaga, Tl. 1: Produktion von Schießpulver und Schwefel; Tl. 2: Produktion und Vorratshaltung von Schwarzpulver, in: Bulletin of the Japan Sea Research Institute 33 (2002). Er stützt sich auf die landesweit vorhandenen Quellen und deren Katalogen zur Pulverproduktion. Vgl. Gesamtkatalog der Quellen zur Schwarz- und Schießpulverproduktion in Japan (1995).

Truppen. Während *Rōjū* (Senatsmitglied) Abe Masahiro dafür plädierte, sprach sich *Kaibōgakari* (Meeresverteidigungsamt) dagegen aus.<sup>60</sup> Denn der Einsatz der bewaffneten Bauern als Soldaten stand im deutlichen Widerspruch mit der Shōgunats-Herrschaft, die nicht zuletzt auf dem Gewaltmonopol des Bushi-Standes basierte.

In Wirklichkeit wurden die Bauern, wie bereits oben dargestellt, nie vollständig entwaffnet. Sie hatten Jagdflinten, Kurzscherter u. ä. bei sich, welche aber in erster Linie als alltägliche Werkzeuge oder als Symbol der privilegierten Position in der dörflichen Gesellschaft galten und niemals als Waffen wahrgenommen wurden. Entsprechend versammelten sich die Bauern zum *Ikki* immer mit einer Sichel in der Hand als Standessymbol. Schusswaffen wurden nur benutzt, um Signal zu geben.

Am Ende der Edo-Zeit spielten die Bauern, nunmehr doch noch mit regulären Waffen ausgerüstet, in der Landesverteidigung eine neue Rolle. Im Fürstentum Tsushima wurden im Laufe des 18. Jahrhunderts örtliche Samurai und Bauern als reguläre Truppen in die Küstenverteidigung eingegliedert.<sup>61</sup> Die Bauernsoldaten fanden sich sowohl in Domänen der Shōgunatsregierung als auch in den Fürstentümern. Im Fürstentum Kaga kam es am Anfang des 19. Jahrhunderts trotz des allgemeinen Krisenbewusstseins im Konflikt mit Russland nicht zum Bauernaufgebot und man beließ es bei der Neuorganisation des Warnsystems. Am Ende der Edo-Zeit wurden jedoch auch in Kaga zwischen 17 und 30 Jahre alte, mindestens 1,50 Meter große Männer zum Kriegsdienst eingezogen und mit Kurzsword und Gewehr bewaffnet. Sie kämpften bald über den anfänglichen Einsatz bei der Küstenverteidigung hinaus als Kern der fürstlichen Truppen.<sup>62</sup>

---

<sup>60</sup> Minoru Kamishiraishi, Diskussion um Bauernsoldaten und Küstenverteidigung, in: *Japanische Geschichte* 719 (2008).

<sup>61</sup> Minoru Kamishiraishi, Ausbildung der Verteidigungssystem im Fürstentum Tsushima 1798, in: *Hakuzan shigaku* [The Historical Studies of Tōyō University] 40 (2004).

<sup>62</sup> Hiroyuki Myōjin, Rekrutierung der Bauernsoldaten im Kaga-han, in: *The Journal of Military History* 39–2 (2003).

Tsuchiya Sadao analysierte das Aufgebot der Bauernsoldaten im Fürstentum Chōshū, das bei der Meiji-Restauration eine führende Rolle spielte. Um die Bauern einzuziehen und zu Artilleristen und Musketieren auszubilden, wurde in jedem Herrschaftsgebiet ein Amt errichtet. Im Shimonoseki-Krieg, in dem die alliierte Kriegsflotte von England, Frankreich, den Vereinigten Staaten und Niederlanden Chōshū angriff, wurden auch auf Lehensgütern von Vasallen die Bauern eingezogen. In den 1860er Jahren wurden sie als Schutzgeleit bei der Heeresversorgung oder als Stadtwache mobilisiert.<sup>63</sup> Der Einsatz der Bauernsoldaten blieb jedoch auf die ständische Struktur der Gesellschaft in der Edo-Zeit nicht ohne Wirkung.

*(8) Gedächtnis des Krieges, Gefallenenkult und Ideologie*

In der Gedächtniskultur spiegelte sich die staatliche, gesellschaftliche und persönliche Anschauung über Krieg und Frieden wider. Aufzeichnungen und Zeugnisse, die bisher von der Geschichtswissenschaft nicht beachtet wurden, werden heute genauer analysiert, um herauszufinden, in welcher Art und Weise Kriege im kollektiven Gedächtnis verhaftet waren. Denkmäler auf alten Schlachtfeldern oder Reliquien der Kampfhandlungen, aber auch Kunstwerke wie Schlachtenbilder und Wandschirmmalerei werden als Ausdruck der Vorstellungen über den Krieg ebenfalls analysiert.<sup>64</sup>

Zum Beispiel interessierte sich der Owari-Tokugawa-Clan, eine der drei Nebenlinien des Shōgun, früh für berühmte Schlachten wie Nagakute oder Okehazama und ließ zu deren Andenken zahlreiche Schlachtfeldkarten zeichnen. Haga Shōji untersuchte anhand solcher Kunstwerke das Geschichtsbewusstsein von Shōgun- sowie Daimyō-Geschlechtern. Taniguchi Shinko erforschte ebenso die Erinnerung

---

<sup>63</sup> Sadao Tsuchiya, Bauernsoldaten des Fürstentums Chōshū am Ende der Edo-Zeit, in: Zeitschrift für Landesgeschichte der Präfektur Yamaguchi 81 (1999).

<sup>64</sup> Osamu Takahashi, Entstehung und Entwicklung von Schlachtwandschirmmalerei. „Wandschirmgemälde der Schlacht bei Nagakute“ im Besitz der Familie Naruse, in: Krieg und Frieden (wie Anm. 4).

an die Schlacht von Komaki-Nagakute bei einem Daimyō-Clan namens Ikeda, dessen Vorfahren einst gegen Ieyasu gekämpft hatten.<sup>65</sup>

Der Gefallenenkult zog ebenfalls die Aufmerksamkeit der Historiker auf sich. Nicht nur der erste Shōgun Ieyasu, sondern auch eine Reihe von Fürsten und Bushi erhielten als Gottheit eigene Denkstätten und Schreine; eine von Takano Nobuharu erstellte Datenbank veranschaulicht dies eindrucksvoll.<sup>66</sup> Aber wer ist eigentlich für die Verehrung verantwortlich? Und an welche Verstorbene sollte gedacht werden? Durch solche Fragestellungen haben wir uns mit den jeweiligen Ideologien zu befassen, wie es sich an der Diskussion um den Yasukuni-Schrein in Japan deutlich zeigt. Mit solchen Themen wie der Ideologisierung des Krieges beschäftigte sich Imai Akihiko, z. B. in seinen Arbeiten über die Bestattung der Aizu-Vasallen, die im Krieg gegen die neue Meiji-Regierung gefallen sind, und die darauf hin errichteten Gefallenendenkmäler.<sup>67</sup>

#### *4. Schlussbetrachtung: Krieg und Frieden, Ausbau der Staatsgewalt*

Kubo Kenichiro und Fujita Tatsuo thematisieren die Landeseinigung unter Hideyoshi und die Entstehung des frühneuzeitlichen Staates aus der Perspektive von Krieg und Frieden. Kubo argumentiert, dass beim Ausbau der öffentlichen Gewalt die ständige Kriegsbereitschaft eine zentrale Rolle gespielt habe. Um die Militär- und Wirtschaftskraft effizienter zu mobilisieren, habe der Daimyō z. B. durch die Erweiterung der juristischen Gewalt seine Macht erheblich zentralisiert.

---

<sup>65</sup> Shoji Haga, *Lokalgesellschaft und Geschichtsbewusstsein in Japan im 19. Jahrhundert*, University Press of Nagoya 1998; Shinko Taniguchi, *Erinnerung und Verehrung der Schlacht bei Komaki-Nagakute am Beispiel von Ikeda Tsuneoki*; dies., „Gedächtnisformen“ an der Schlacht bei Nagakute, in: Tatsuo Fujita (Hrsg.), *Große Kampfhandlungen am Anfang der Frühen Neuzeit. Bd. 2: Zu Schlachtfeldern, Iwatashoten 2006*.

<sup>66</sup> Nobuharu Takano, *Aufstufung von vergöttlichten Kriegerern*. 2 Tle., in: *Bulletin of the Research Institute of Kyūshū Cultural History* 47 (2003), 48 (2005).

<sup>67</sup> Akihiko Imai, *Martyrium von Aizu-Vasallen und deren Bestattung*, in: *Kampf und die Menschheit (wie Anm. 4)*; ders., *Gefallenenkult und das moderne Japan*, Tōyōshorin 2005.

Indem sich charismatische Militärbefehlshaber, wie es Nobunaga, Hideyoshi und Ieyasu waren, aller Herrschaftsgewalt bemächtigten, sei der Friedenszustand geschaffen worden. Mit der Stabilisierung des Shōgunats- und Fürstentümer-Systems im Laufe des 17. Jahrhunderts sei zwar der persönliche Charakter der Herrschaft allmählich verloren gegangen, aber die Hierarchie mit dem Shōgun an der Spitze habe sich immer wieder bestätigen müssen.<sup>68</sup>

Fujita Tatsuo vertieft Kubos Argument.<sup>69</sup> Fujiki Hisashi hat noch, inspiriert vom (ewigen) Landfrieden im Heiligen Römischen Reich, Hideyoshis Waffenstillstandsedikkt als eine Art vom Reichsfriedensgebot interpretiert und die Einigung des Landes unter ihm, aber auch seine Invasion in Korea für einen Erweiterungsprozess des Friedens gehalten.<sup>70</sup>

Fujita hingegen sieht gerade darin einen Durchsetzungsprozess der Militärherrschaft. Entsprechend sei die Landeseinigung unter Hideyoshi nichts anderes als die Eroberung durch Waffengewalt gewesen. Es habe überhaupt kein vermeintliches *Reichsfriedensgebot* gegeben. Es sei allein Hideyoshis starke Militärmacht gewesen, die es ihm ermöglicht habe, andere Daimyō zum Gewaltverzicht zu zwingen. Dadurch habe er beinahe willkürlich Daimyō versetzen, die mittelalterliche Lokalgewalt auflösen und die Standestrennung vorantreiben können.

Der von Hideyoshi verordnete Ausweisungsbefehl gegen die christlichen Missionare habe beabsichtigt, ihre Verbindung mit christlichen

---

<sup>68</sup> Kenichiro Kubo, *Sengoku-Daimyō und Obrigkeit*, Azekurashobō 2001; ders., Voraussetzungen zur Überlegung über die Obrigkeit der Sattelzeit, in: *Rekishi Hyōron* 640 (2003).

<sup>69</sup> Tatsuo Fujita, *Untersuchungen zur Entstehungsgeschichte des frühneuzeitlichen Staates in Japan*, Azekurashobō 2001; ders., *Die Schlacht bei Komaki-Nagakute in der Kriegsgeschichte. Forschungsüberblick*, ders., *Große Kampfhandlungen* (wie Anm. 65); ders., *Widerlegung des Mythos von Hideyoshi*, Kōdansha-Shinsho 2007.

<sup>70</sup> Hisashi Fujiki, *Toyotomis Landfrieden und Gesellschaft der Sengoku-Zeit*, Tokyo 1985.

Daimyō, welche sich von ihnen europäische Waffen hätten beschaffen können, zu zerschlagen, meint Fujita. Hideyoshi habe es überdies verstanden, mit dem Piratenverbot die Seeräuber in seine eigene Marine einzugliedern und durch Schwerterjagd und Katastermessung Herrschaftsrechte zu zentralisieren. Beim Frieden, der angeblich von Hideyoshi herbeigeführt wurde, handelte es sich insofern um eine erhöhte, zentralistisch organisierte Kriegsbereitschaft sowohl nach innen als auch nach außen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass selbst bei der Interpretation des Friedensumsetzungsprozesses an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert in der Geschichtswissenschaft große Meinungsunterschiede bestehen. Man macht sich bisher noch kein konkretes Bild vom Frieden, der nicht einfach als Gegenbegriff zum Krieg angesehen werden darf. Der Umstand, dass der frühneuzeitliche Staat an sich militärisch organisiert war, indem die Einigung des Landes unter Hideyoshi und Ieyasu allein mit Waffengewalt erreicht worden war, sollte noch stärker in Betracht gezogen werden. Hier sind die militärgeschichtlichen Fragestellungen weiterhin eine wichtige Bereicherung für die Erforschung der japanischen Geschichte der Frühen Neuzeit.

(Übersetzung: Shin Demura)

## Ojārs Spārītis

### Die kartographische Darstellung der Belagerung Rigas von Georg Schwengeln (1621) als kulturhistorisches Zeugnis

Nicht wenige der Historiker werden die Kunstgeschichte wohl lediglich als einen Nebenzweig ihrer Wissenschaft betrachten – eine Disziplin, welche sich der im Mittelpunkt der heutigen Geschichtswissenschaft stehenden Erschließung globaler Hauptströme und Zusammenhänge sowie der Erforschung gesellschaftlich bedeutsamer Prozesse wohl unterzuordnen haben dürfte. Auf der anderen Seite kann jedoch kein Kunsthistoriker in seiner eigenen Disziplin auf eine jeweilige Bezugnahme auf die Kontexte der allgemeinen Geschichte und ihre vielgestaltigen Sichtweisen verzichten, mithin auf Seitenblicke und Wechselwirkungen, im Zuge derer sich immer auch soziologische Betrachtungsweisen eines Kunstobjekts vollziehen. An einer solchen Wegkreuzung von Geschichtswissenschaft und Kunstgeschichte sei auch die hier vorliegende Untersuchung von Georg Schwengels Darstellung der Stadt Riga und ihrer Umgebung während der Belagerung durch die Truppen des schwedischen Königs Gustav II. Adolf aus dem Jahre 1621 aus dem Stockholmer Armeemuseum zu sehen.<sup>1</sup> Es handelt sich um eine 42,7x82 cm große, kolorierte Tuschezeichnung, welche die Rigaer Ereignisse von August/September 1621 aus der sogenannten Kavaliers- oder Militärperspektive detailliert in Augenschein nimmt und neben ihrer Bedeutung als Stadtvedute und kartographisches Zeugnis der Zeit insbesondere auch reichhaltige textuelle Informationen zu den dargestellten Vorgängen liefert.

Was die Zweckmäßigkeit der Verwendung einer soziologisch motivierten Methodologie beim hiesigen Unterfangen betrifft, so ist festzustellen, dass eine (Land-)Karte prinzipiell immer auch ein Arte-

---

<sup>1</sup> Georg Schwengel, *Rigas belagring 1621*. Bataljkarta, 42,7x82 cm (Armeemuseum Stockholm).

Fakt ist, mithin selbst stets ein Dokument ihrer Zeit – insofern nämlich, als sie sowohl einen informativen, gleichwohl deskriptiv fassbaren Bestandteil besitzt, als auch das Unfassbare, undefinierbare, also die Kategorie der emotionalen Aussage, umfasst.<sup>2</sup> Ein vollendetes kulturhistorisch relevantes Artefakt zeichnet sich durch ein System visuell fassbarer Informationen aus, welches selbige in einer jeweils bestimmten Dichte aufbewahrt. Analysiert man ein Objekt, so wird man demnach immer auch eine strukturierte Methode zu seiner Beschreibung anzuwenden haben. Hierbei muss jeweils die zweckdienlichste Art, die im Dokument enthaltenen Informationen zu erschließen, gefunden und angewendet werden, indem die Prinzipien, welche der Betrachtungsweise zugrunde liegen sollen, bestimmt und diesen wiederum jeder andere Aspekt untergeordnet werden muss.

Eine deskriptive Vorgehensweise gliedert sich hierbei in drei Hauptkomponenten:

- (1) die Definition der Gattung eines Objekts,
- (2) die Erschließung von Inhalt und informativer Struktur sowie
- (3) Identifikation, Beschreibung und Einschätzung einzelner Motive beziehungsweise der in soziologischer Hinsicht bedeutsamsten Details im jeweiligen kulturhistorischen Gesamtkontext (in diesem Fall insbesondere denjenigen der baltischen Lande und Schwedens).

Die soziologische Hauptaufgabe hierbei besteht nun darin, an dem zu analysierenden (Kunst-)Werk festzustellen, inwieweit und inwiefern es als individuelles Objekt in allgemeiner wissenschaftlicher Hinsicht von Interesse und Nutzen sein kann. Gewiss sollte dabei auch nicht vergessen werden, dem Besonderen an Artefakten Beachtung zu schenken.

---

<sup>2</sup> Barbara Aulinger, *Kunstgeschichte und Soziologie. Eine Einführung*, Berlin 1992, S. 65–68.

## Die kartographische Darstellung der Belagerung Rigas

Soll nun in diesem Sinne Georg Schwengels kartographische Ansicht der Belagerung Rigas sowohl als Zeitdokument wie auch als Kunstwerk auf soziologischem Wege einer Untersuchung unterzogen werden, so wird bei diesem Unternehmen zweifelsohne dem einen oder anderen Querverweis auf andere Informationsquellen der Zeit beziehungsweise in benachbarte Disziplinen gefolgt werden müssen, um den entsprechenden Erkenntnissen etwa der Sozial-, Militär- oder Kartographiegeschichte eine für den Gegenstand fruchtbare Geltung verschaffen zu können.

Die Arbeit Schwengels grenzt ihrer Gattung nach zum einen an herkömmliches kartographisches Material des frühen 17. Jahrhunderts. Weil der Charakter der dargestellten militärischen Vorgänge als nicht konsequent genug angesehen werden muss, ist sie nur durch die Art ihrer Beschriftung als ein Werk der Schlachtenmalerei einzuordnen. Dies kommt etwa in Form der Renaissance-Kartusche (oberer Rand, Mitte) mit dem schwedischen Staatswappen und einem Inschriftenfeld darunter zum Ausdruck. Die in herkömmlicher Weise formulierte *inscriptio* verweist eindeutig auf die Kunstgattung des Schlachtengemäldes, indem sie das Andenken des Siegers verewigen soll: *Ver Delineatio Memorabilis obsidionis Rigensis Metropolis Livoniae a Seren. P. Sueciae Gustauo Adolpho die 16. Sept. Anno 1621. occupata.* Links unten findet sich – versehen mit einer üppigen Renaissance-Vignette – eine rechteckige Kartusche, welche der Reihe nach die Erläuterungen der in das Bild eingezeichneten Buchstaben sowie die Unterschrift des Künstlers (*Fecit et sculpsit Georgius Schwengel Prutenus Ciuvis Rigensis*) umfasst. Das Gesamtbild der Karte eröffnet dem Betrachter einen weitläufigen Blick in das Rigaer Umland: vom Meerbusen bis zum Hasenholm auf der rechten Seite der Düna, links von der Mündung des Bullenflusses bis hinauf zum Thorensberg.

In Form von Piktogrammen, Symbolen, Genrebildern und Darstellungen bestimmter Kampfhandlungen sind auf der Schwengelschen Karte eine Reihe von Begebenheiten während der Belagerungszeit (5. August bis 16. September 1621) dargestellt. In narrativ-illustrieren-

der Manier gibt der professionelle Kartograph Georg Schwengeln das Straßennetz und die wichtigsten Gebäude Rigas detailgetreu wieder – sowohl die festen städtischen Wehrbauten, als auch die von den Schweden im Laufe der Belagerung errichteten provisorischen Befestigungsanlagen. Berücksichtigt werden darüber hinaus die Truppenbewegungen auf beiden Seiten der Front sowie viele aus kulturgeschichtlicher Perspektive interessante Einzelheiten, wie etwa diverse Fischerhäuser und -höfe, Friedhöfe und Gerichtsplätze, gerade in Kampffhandlungen verwickelte Soldaten, Zivilisten bei der Arbeit sowie eine Reihe soziologisch zu analysierender Umstände aus dem Bauwesen, der Militärgeschichte oder dem Alltagsleben bis hin zu solchen Details wie Pfähle, an denen Netze getrocknet werden. In diesem Sinne stellt die Arbeit Georg Schwengeln ein an Dimensionen soziologischen Wissens sehr reiches Zeitdokument aus dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts dar.

Wie die bekannte, von Nikolaus Mollyn im Jahre 1612 gedruckte Rigaer Stadtansicht,<sup>3</sup> welche das Leben in der Stadt in seiner vollen Bandbreite widerspiegelt – die Gebäude, die im Bau befindlichen Befestigungsanlagen, die verschiedenen Gewerbe in der Stadt, die Handelsplätze am Düna-Ufer und die Schifffahrt –, so berichtet auch Schwengeln in ähnlicher Manier von der Stadt im Augenblick eines dramatischen Wendepunktes in ihrer Geschichte, nämlich als die Flotte König Gustavs II. Adolf – eine Streitmacht von nicht weniger als 150 Schiffen – unter persönlicher Führung des Monarchen in die Düna einfuhr, die Stadt belagert wurde und nach beinahe anderthalbmonatigen Kämpfen schließlich die Schweden den Sieg davontrugen. Der facettenreiche Inhalt der Schwengelnschen Karte verbildlicht in chronologischer Folge die Ereignisse während der fünfwöchigen Belagerung mit von geschickter Hand ausgeführten Federstrichen und ferdergeschriebenen Kommentaren. Sie liefert wichtige topographische Informationen über die landschaftliche, geologische und bauliche

---

<sup>3</sup> Heute im Museum für Rigaer Stadtgeschichte und Schifffahrt (*Rīgas vēstures un kuģniecības muzejs*).

## *Die kartographische Darstellung der Belagerung Rigas*

Struktur der damaligen Umgebung Rigas sowie – in Bezug auf die Kampfhandlungen selbst – über die Architektur der kurzfristig hochgezogenen schwedischen Wehrbauten, die beiderseitige Kampftaktik und etliche weitere militärhistorisch interessante Einzelheiten. Es darf wohl mit Fug und Recht konstatiert werden, dass Georg Schwengeln durchaus im Stande ist, die Art der Ausführung der einzelnen Kartuschen – die Darstellungen von Gebäuden und Schiffen, die Episoden aus den Kampfhandlungen, ja sogar die Ausführung einzelner Menschen sowie die bemerkenswerte künstlerische Fertigkeit und dementsprechende Emotionalität – nachzuweisen.

Der in die Gesamtkomposition des Blattes eingebettete Plan des Rigaer Straßennetzes ist ein kunsthistorisch vollkommen selbständiges, kartographisch und ikonographisch einzigartiges Dokument. Wenn auch die Karte in ihrer Gesamtheit sicherlich zur Verherrlichung des schwedischen Sieges angelegt sein dürfte, so kann sie doch nicht als bloße Apotheose des siegreichen Heeres und seines Anführers betrachtet werden. Sie ist ihrem Wesen nach eher zu gleichen Teilen eine Darstellung zum einen der Topographie des Kampfplatzes Riga und zum anderen der in chronologischer Reihung aufgeführten Begebenheiten während der Belagerung: Mit geradezu tagebuchartiger Genauigkeit fixiert sie die militärischen Einzelheiten. Der Zeit entsprechend mangelt es der Darstellung außerdem nicht an literarischerzählerischen Genrelementen. Als ein überwiegend militärisch orientierter Kartograph hat Georg Schwengeln auf die Elemente der städtischen Wehrbauten wie Türme, Tore oder Bastionen freilich ein besonderes Augenmerk gelegt, anstelle als um jeden Preis auf die Gesamtästhetik der Karte bedacht zu sein. Bei einer relativ genauen Wiedergabe der fortifikatorisch bedeutenden Umgebung Rigas hat er die Gebäude innerhalb der Stadtmauern vergleichsweise oberflächlich behandelt. Die Umrisse der bedeutendsten Kirchen, des Schlosses und der öffentlichen Bauten lassen sich dank der leicht ablesbaren Physiognomie der Stadt und der für die Sakralbauten charakteristischen Elemente zwar leicht identifizieren, doch an visueller Vollkommenheit steht ihre Darstellung hinter ihrer detailverliebten, ja ästhetisierten

Würdigung im Kupferstich-Panorama Nikolaus Mollyns von 1612 weit zurück.<sup>4</sup> Auf die von Schwengeln gelieferten militärgeschichtlich interessanten Informationen, wie etwa die korrekte Wiedergabe der den Verteidigern Rigas zur Verfügung stehenden Stückzahl an Kanonen auf Wällen und Bastionen, darf hingegen viel eher Verlass sein.

Die bisher einzige allgemein bekannte Bildquelle zur Belagerung und zum Fall Rigas im Jahre 1621 war bislang die von Heinrich Thum in Kupfer gestochene und 1622 bei Nikolaus Mollyn gedruckte Ansicht *De expugnatione civitatis Rigensis Livoniae Metropolis*, die sowohl als Titelkupfer in Johann Christoph Brotzes *Sammlung verschiedener Liefländischer Monumente*,<sup>5</sup> wie auch als Beilage zu der 1622 veröffentlichten Abhandlung *Von Eroberung der Haupt Stadt Riga in Lieflland*<sup>6</sup> Verbreitung gefunden hat. Auch diese stellt – wie Schwengels Karte aus der sogenannten Kavaliere- bzw. Militärperspektive – in großer Geste das Rigaer Umland von der Insel Dahlen bis hin zur Ostsee dar und dokumentiert wie in einer Momentaufnahme die Topographie der Belagerungskämpfe. Von der Schwengelschen Darstellung unterscheidet sie sich zunächst deswegen, weil sie von Livland her, also vom Osten, auf die Stadt blickt. Außerdem nimmt sie das Geschehen aus bedeutenderer Höhe in Augenschein und findet eine insgesamt größere Distanz zum individuellen Geschehen. Der Hauptunterschied besteht gleichwohl darin, dass sie die topographische Situation der Belagerung sehr viel vereinfachter und schematischer dargestellt, als dies bei Schwengeln der Fall wäre. Um Rückschlüsse auf die städtebauliche Situation des frühneuzeitlichen Rigas oder das damalige

---

<sup>4</sup> *Vera Delineatio Celeberrimae Civitatis Rigensis Livoniae Metropolis*. Gedruckt bei Nicolas Mollyn, Riga 1612. Drei Kupferstich-Seiten befinden sich im Museum für Rigaer Stadtgeschichte und Schifffahrt (Rīgas vēstures un kuģniecības muzejs).

<sup>5</sup> Johans Kristofs Broce [= Johann Christoph Brotze], *Zīmējumi un apraksti* [= Zeichnungen und Beschreibungen], Bd. 2: Rīgas priekšpilsētas un tuvākā apkārtnē [= Riga und Umgebung], Rīga 1996, S. 424 f.

<sup>6</sup> *Von Eroberung der Haupt Stadt Riga in Lieflland, Wie dieselbe im abgelaufenen 1621. Jahre den 1. Augusti mit der Königl. Schwedischen beennet, etc.* Gedruckt Nicolas Mollyn, Riga 1622. Der Druck befindet sich in der Abteilung *Raritäten und Handschriften* der Bibliothek der Lettischen Akademie der Wissenschaften in Riga (*Latvijas Zinātņu akadēmija*).

## *Die kartographische Darstellung der Belagerung Rigas*

Straßennetz zu ziehen, ist Heinrich Thums Karte jedoch unbrauchbar.

Georg Schwengels Karte hingegen ist ein wertvolles Zeugnis der zivilen und militärischen Architektur des damaligen Rigas. Sie unterscheidet sich von der Thum-Mollynschen dadurch, dass sie originaliter eine kolorierte Tuschezeichnung von beachtlicher Größe ist – ein Dokument, welches sich die baltische Geschichtsforschung bis jetzt noch nicht zur Kenntnis genommen hat. Schwengels Zeichnung bietet im Gegensatz zu derjenigen Thums eine bei weitem differenziertere Sicht auf die historische Dimension des militärischen Konflikts; sie entfaltet – ein Pan-Orama im eigentlichen Sinne – von der Düna her eine detaillierte und durch Illustrationen einzelner episodischer Begebenheiten während der Kampfhandlungen bereicherte Topographie der Kämpfe – von den Spilve-Wiesen bis zum Thorensberg und von der Festung Dünamünde bis hin zu der von den Verteidigern Rigas und den polnischen Entsatstruppen aufgeschütteten zweiten Verteidigungslinie hinter den Weiden im Süden der Stadt. Es lässt sich heute kaum mehr nachvollziehen, in welchen wechselseitigen Beziehungen zueinander diese beiden Rigaer Kartographen wohl gestanden haben mögen. Georg Schwengel jedenfalls, der *preußische Bürger Rigas*, wie er sich auf seinem Werk selbst genannt hat, lief nach dem siegreichen Ausgang der Riga-Expedition Gustavs II. Adolf in das schwedische Lager über und sollte viele Jahre lang das Amt des schwedischen Staatskartographen innehaben. Da sowohl Heinrich Thum, als auch Georg Schwengel die Belagerung Rigas innerhalb der Stadtmauern selbst miterlebt hatten, liegt die Annahme, dass beide auch über die in etwa gleiche Informationsbasis verfügten, mehr als nahe. Was die Arbeit an ihren jeweiligen Karten betrifft, so hatte freilich jeder von beiden seinen spezifischen Auftraggeber im Hintergrund, eine eigene Methodik und persönliche Vorlieben. Ob Heinrich Thum die kartographischen Materialien Georg Schwengels oder gar die Tuschezeichnung von 1621 gekannt hat, lässt sich heute nicht mehr feststellen. Einige Details in der Thumschen An-

sicht weisen tatsächlich darauf hin; ein endgültiger Beweis dafür kann an dieser Stelle nur ein Desiderat bleiben.

In der Historiographie Lettlands gibt es bisher keine ausführlichere Beschreibung der Eroberung Rigas als die vom Exilhistoriker Edgars Dunsdorfs durchgeführte Rekonstruktion des Kriegsverlaufs.<sup>7</sup> Seine Version der Geschehnisse von 1621 erarbeitete er sich auf der Grundlage der bekannten Beschreibung *Von Eroberung der Haupt Stadt Riga in Lieffland*, als auch anhand von Dokumenten aus schwedischen Archiven. Durch einen Vergleich dieser beiden Werke wurde versucht, die Informationsschichten der Schwengelnschen Karte nach und nach abzutragen. Auf der Grundlage der auf dem Bild stark verdichtet dargestellten Begebenheiten soll unter einem diachronen Aspekt dem Gang der Ereignisse in und um Riga während des Sommers 1621 nachgegangen werden. Es liegt beinahe in der Natur der Sache, dass mehr noch als konkret datierbare Momente die rein visuell fassbaren Umstände, die kein Geschichtsbuch zu diesem Thema würdigt, eine wichtige Rolle dabei zu spielen haben – von alltäglichen Begebenheiten und Tätigkeiten der Menschen bis zu den für die konkrete Kunst- und Architekturgeschichte des 17. Jahrhunderts interessanten Informationen.

Es gibt jedenfalls markante Unterschiede darin, wie die beiden Rigaer Meister die schwedische Kampagne und die Gegenmaßnahmen auf der anderen Seite interpretieren. Bekanntlich wurden im 17. Jahrhundert derartige Zeichnungen auch als Kriegsspionagedokumente geschätzt, da sie über Befestigungsanlagen, Truppenstärke oder das allgemeine Kriegspotential des Gegners informierten. Daher durften sie als Kriegsgeheimnis der gegnerischen Seite nicht zugänglich sein. Es ist anzunehmen, dass Heinrich Thum, der im Hauptberuf Arzt war und nur in seiner Freizeit zeichnete und kartierte, in Fragen der Fortifikation nicht speziell ausgebildet war und nur als *zweiter Zeich-*

---

<sup>7</sup> Edgars Dunsdorfs, *Latvijas vēsture* [= Die Geschichte Lettlands], Bd. 2: 1600–1710, Uppsala 1962, S. 28.

## *Die kartographische Darstellung der Belagerung Rigas*

ner beansprucht wurde.<sup>8</sup> Die Art, wie in seiner Karte Flüsse, Straßen, Berge und die Topographie der Landschaft gezeichnet sind, zeigt ein glaubwürdiges Bild von der Gegend. Überprüft man allerdings seinen Plan auf Genauigkeit im Einzelnen, so wird der Kenner Rigas leicht erkennbare, unverzeihliche Ungenauigkeiten entdecken.



*Abb. 1: Stadtplan von Riga (in der Bildmitte). Bataljkarta Rigas belagring 1621. Schwengel, 42,7 x 82 cm, Armeemuseum Stockholm.*

Sie zeigen sich bei der Darstellung des Rigaer Schlosses, der Festung Dünamünde, dem Roten Turm, der Kobronschanze, der Zahl und der Anordnung der Schiffe. Für jeden, der allein schon das heutige Riga kennt, wird das Riga des Thumschen Kupferstichs ein Wirrwarr von Häusern und Türmen sein – bereits die Darstellung des Schlosses gibt nur ein ungefähres Bild der tatsächlichen Festung wieder.

---

<sup>8</sup> Der Kupferstecher Heinrich Thum ist zwischen 1602 und 1622 in Riga tätig gewesen, vgl. Wilhelm Neumann, Lexikon baltischer Kuenstler, Riga 1908 [ND Zürich 1998], S. 159.



*Abb. 2: Kerngruppe der schwedischen Flotte. Bataljkarta Rigas belagring 1621. Schwengel, 42,7 x 82 cm, Armeemuseum Stockholm.*

Indem er ein Panoramabild zum Zwecke der Apotheose erschuf, führte Heinrich Thum einen politischen Auftrag aus. Er fertigte ein schematisches Ideal einer für die schwedische Seite siegreich ausgegangenen militärischen Unternehmung, wobei er die konkreten militärischen Umstände der Belagerung in vereinfachter Weise wiedergibt. Der Art und Weise, wie Thum die Stellungen, Laufgräben und Verteidigungslinien sowie die schwedischen Heereslager darstellt, wohnt ein Schematismus inne, der alles andere als auf umfassenden militärischen Kenntnissen fußt. Die Kunst, ingenieurtechnische Bauten kartographisch wiederzugeben, hat Thum – im Gegensatz zu Schwengeln – nicht besessen. Vergleicht man die Einzelheiten in den Darstellungen beider, wird kaum ein Zweifel darüber bestehen können, dass im Großen und Ganzen zwar ähnliche Karten vorliegen, es jedoch die Werke zweier, in ihrer individuellen Handschrift und persönlichen Sichtweise auf die Auseinandersetzungen eigenständige, Kartographen sind, die hier am Werk waren. In beiden Bildern findet der aufmerksame Betrachter etliche naive Alltagskleinigkeiten: einerseits Rinder mit ihren Hirten auf der Weide, Bäume, Hügel, im Ga-

## *Die kartographische Darstellung der Belagerung Rigas*

lopp einherreitende Boten, andererseits die militärischen Gegebenheiten, wie individuelle Säbelkämpfe und rauchende Musketen bis hin zur großen schwedischen Flotte auf der Düna, gegen welche die Rigenser lediglich einige wenige Schiffe und bewaffnete Ruderboote ins Rennen schicken können. Gustav II. Adolfs *Armada* fuhr – zerstreut nach den Stürmen auf der Ostsee – in kleinen Gruppen nach und nach in die Düna ein. Auch und gerade durch diese dokumentarische Aufmerksamkeit herauszustellen, wie sich ein großer Teil der schwedischen Flotte gegenüber dem Magnusholm und den Spilve-Wiesen zum Angriff gruppiert, während die anderen Schiffe erst noch im Begriff waren, von Pernau und Zarnikau her in die Mündung einzulaufen, beweist Georg Schwengels besondere Ingeniösität, in derlei Manier, militärisch genau mehrere Zeitstufen zugleich darzustellen.

Weil der Karte ein genaues Berechnungssystem, wie etwa ein Koordinatennetz fehlt – da in der Kartographie des 17. Jahrhunderts noch nicht üblich –, kann von der Zeichnung Georg Schwengels eine absolute topographische Präzision nicht erwartet werden. Nach heutigen Maßstäben der Kartographie wäre sie natürlich eher als eine ausführliche Skizze zu titulieren. Zudem ist sie ein mit Alltagskleinigkeiten und anderen episodischen Einzelheiten geradezu überladenes Chronik-Dokument. Zeitgenossen werden sich jedenfalls problemlos darin zurechtgefunden und die beabsichtigte praktische Verwendung dafür gehabt haben, wie auch heute anhand der Karte der Verlauf der Belagerung Rigas fast in allen seinen Einzelheiten leicht rekonstruiert werden kann. Die Zeichnung gibt Zeugnis von der Objektivität eines gebildeten Kartographen und der Tiefe seiner militärischen Kenntnisse – nicht auch nur ein Teilstück eines wesentlichen Fortifikationsobjekts ist fehlerhaft wiedergegeben. Obwohl die Karte mit erzählerischen Momenten und Genregegenständen überfüllt ist – etwa mit vielen auf den Schlachtfeldern vor der Stadt umherirrenden Soldaten, die mit dienstlichen oder eher privaten Angelegenheiten beschäftigt sind –, belegt Georg Schwengel sein sachkundiges Verständnis für die Topographie, den Charakter und die technischen Eigenarten der

Rigaer Befestigungsanlagen. Die Vermutung liegt nahe, dass er nach der Einnahme der Stadt die von den Schweden angelegten Wälle und Laufgräben, welche die Grundlage der später vollendeten Befestigungsanlagen der Stadt bildeten, persönlich in Augenschein genommen hat; so sachkundig stellt er die Kobronszchanze neben dem Roten Turm dar. Neben der genauen Wiedergabe der Topographie des Rigaer Straßennetzes und der wichtigsten Gebäude und Kirchen, sind die Türme, die Schutzmauer, die Konturen der Festung Dünamünde, die gerundeten Rondelle und die Erdwälle um die Stadt nicht minder detailliert gezeichnet.

Die emotionale Wirkung der Komposition war für Schwengeln wie für Thum wohl nicht die Hauptabsicht ihrer kartographischen Tätigkeit, jedoch besitzt jede der beiden Zeichnungen fraglos die Fähigkeit, das menschliche Bewusstsein in seinen Bann zu ziehen. In der von politischer Propaganda verbrämten Kunst des 20. Jahrhunderts wurde die aus psychologischen Prinzipien motivierte Darstellung zum allseits unbestreitbaren Dogma. Die Richtung von rechts nach links in einem Kunstwerk oder auf dem Bildschirm erzeugt hierbei den Eindruck des Zurückweichens, und in propagandistischer Kunst darf sich nur der Gegner in diese Richtung bewegen. Die Stoßrichtung der eigenen Truppen in solcher Weise darzustellen, war verpönt, eben weil es den Eindruck von Niederlage und Flucht erzeugte. Bemerkenswerterweise dringt aber nun gerade in dieser Richtung – von rechts nach links – im Kupferstich Heinrich Thums der Keil der schwedischen Armada in die Düna hinein. Ob mit oder ohne Absicht – die Wirkung des Bildes auf den Betrachter ist letztlich eine der ideologischen Zielsetzung entgegengesetzte. Georg Schwengeln dagegen zeigt auf seiner Karte – bewusst oder unbewusst – die Einnahme Rigas von Westen, also von der linken Seite der Düna her, mithin von links nach rechts, und verleiht ihr somit die Richtung eines unabwehrbaren, Sieg und Ruhm bringenden Angriffs. Aus dem Erscheinungsbild der Karte wird deutlich, dass die Schweden erfolgreich angegriffen und gesiegt hatten, die Stadt Riga jedoch die unvermeidliche Niederlage hinnehmen musste.

## Die kartographische Darstellung der Belagerung Rigas

Beide Zeichnungen sind nach der Belagerung Rigas entstanden und haben mit einem bestimmten ideologischen Ziel den Sieg Gustavs II. Adolf verewigt. Davon zeugen bei Heinrich Thum wie auch bei Georg Schwengeln jeweils am oberen Rand der Zeichnungen die Wappen Schwedens und Rigas. Die ‚Allianz‘ der beiden Wappen drückt bereits noch 1621 beziehungsweise 1622 die Legitimität dessen aus, dass das eroberte Riga nun zum Schwedischen Reich gehört, als Teil eines unter protestantischer Ägide stehenden Staates. Zugleich wird aber auch die ‚freiwillige‘ Entscheidung der Rigaenser, sich dem schwedischen König zu ergeben, betont unterstrichen: Recht zweideutig, zum Teil sogar heuchlerisch wirkt die lateinische Sentenz, die Georg Schwengeln als Apologet des schwedischen Sieges dem Rigaer Wappen beigefügt hat: *Populi suprema lex esto* – ein Spruch, der gleichwohl ebenso die dem Rigaer Rat zugebilligte Selbständigkeit in der Entscheidung einzelner innerpolitischer Fragen zum Ausdruck bringt. Schwengeln, so viel kann gesagt werden, erwarb sich bald nach dem Fall Rigas die Anerkennung des schwedischen Königs und avancierte zum Feld-Quartiermeister.<sup>9</sup>

Im Königreich Schweden selbst gab es zu dieser Zeit erhebliche innenpolitische Konflikte, die 1598/99 sogar Gefahr liefen, das Land konfessionell zu spalten.<sup>10</sup> Der protestantische Adel Schwedens beugte zwar im dynastischen Ringen zwischen dem lutherischen Reichsverweser Herzog Karl von Södermanland und dessen katholischen Nefen Sigismund Vasa dem drohenden Bürgerkrieg vor, nahm aber in seiner konfessionellen Option und politischen Entscheidung letztlich eine widerständige Position gegenüber dem katholischen polnischen König ein. Nach dem Scheitern des ersten Versuchs einer Eroberung Rigas am 23./24. Juli 1617 und nach dem polnisch-schwedischen Waffenstillstand vom November 1618 gewann König Gustav II.

---

<sup>9</sup> Ulla Ehrensward, *The History of the nordic Map. From Myths to Reality*, Helsinki 2006, S. 196.

<sup>10</sup> Ulla Ehrensward (Hrsg.), *Cartographica Poloniae 1570–1930. Katalog źródeł rękopiśmiennych do historii ziem polskich w zbiorach szwedzkich*, Stockholm/Warszawa 2008, S. IV.

Adolf Zeit für die Reorganisation seiner Streitkräfte. Der Verfasser des Werkes *Von Eroberung der Haupt Stadt Riga in Lieflland* geht sehr detailliert auf die historischen Umstände vor der Belagerung Rigas ein und berichtet mit emotionaler Anteilnahme dem polnischen König als treuer Untertan, dass *der grausame Erbfeind Christlichen Namens der Türck das Königreich Polen mit einem Hauptkrieg angreifen wollen, und alle nechstgelegene Länder an mannschaft und Kriegswaffen erschöpft*<sup>11</sup> sei. Eben dieser Türkenkrieg, welcher das Polnisch-Litauische Reich in Schach hielt, wirkte sich für Schweden vorteilhaft aus, da die Adelsrepublik schwerlich an zwei Fronten gleichzeitig mit voller Kraft kämpfen konnte. Der 1618 geschlossene Waffenstillstand sollte am 11. November 1620 auslaufen:<sup>12</sup> So lange hatte Gustav II. Adolf Zeit, die nötigen Kräfte zum endgültigen Schlag gegen Riga, dem größten Stützpunkt der Gegenreformation und der polnisch-litauischen Herrschaft in Livland, zu bündeln.

Der Angriff begann am 24. Juli 1621, als neun Geschwader schwedische Kriegsschiffe und sechs Geschwader Frachtschiffe, insgesamt 148 Schiffe – Schwengeln vermerkt auf seiner Karte: eine *Armada von 160 Schiffen* – unter der Führung des Königs und des Admirals Gustav Gyllenhielm von Stockholm gen Riga abfahren. Gegenüber dem Kap Kolka (Domesnäs) kam ein Sturm auf, der zehn Schiffe völlig zerstörte, einige weitere auf Grund laufen ließ und den Flottenverband als Ganzen auseinandertrieb. Das Flaggschiff mit dem König an Bord verschlug es nach Pernau. Die weitere Fahrt der Flotte vollzog sich mit Unterbrechungen, man musste – nun schon im Rigaer Meerbusen – immer wieder gegen Stürme ankämpfen, sodass letztlich erst am 4. August die ersten schwedischen Schiffe in die Mündung der Düna hineinfahren konnten.<sup>13</sup> Der Wert von Schwengels Karte besteht auch darin, dass die Darstellung der in die Düna einfahrenden schwedischen Kriegsflotte das erste visuell fixierte Zeugnis von der

---

<sup>11</sup> *Von Eroberung der Haupt Stadt Riga in Lieflland*, Kap. G-IV [Im Druck sind die einzelnen Kapitel mit Buchstaben und römischen Ziffern bezeichnet].

<sup>12</sup> Dunsdorfs, *Latvijas vēsture* (wie Anm. 7), S. 31.

<sup>13</sup> *Von Eroberung der Haupt Stadt Riga in Lieflland*, Kap. G-IV.

## *Die kartographische Darstellung der Belagerung Rigas*

Größe und Struktur dieser Flotte ist. Vor allem die Darstellung der schwedischen Mehrmast-Kriegsschiffe und ihrer Konstruktion sowie der Aufbau der unter der Rigaer Flagge gegen diese fahrenden Trieme bei Schwengeln wird für jeden Schiffbauhistoriker von Interesse sein; eine dieser Trieme steht – in der Mitte des Flusses und dem Schloss gegenüber – in Flammen.

Bis zum 8. August dauerte die folgende Truppenlandung an, die einerseits an der Alt-Düna bei der Festung Dünamünde, zum anderen am Mühlgraben stattfand, wobei die schwedischen Truppen an beiden Stellen jeweils am rechten Ufer der Düna sogleich Schützengräben aushoben und Schanzen für viereckige Befestigungsanlagen aufschütteten. Für die Verteidiger der Stadt begann damit die an dramatischen Momenten angefüllte Zeit der Belagerung, bei welcher Riga den tausenden gut bewaffneten schwedischen Soldaten und Seeleuten nur etwa 300 eigene Berufssoldaten und kaum zwanzig Boote, Trieme und kleine Kutter entgegensetzen konnte.

Eine ungemein vielgestaltige Aufmerksamkeit widmet Georg Schwengeln der Darstellung von Einzelheiten und Episoden, die sowohl das Milieu der Umgebung Rigas als auch den Hintergrund der Kriegsgeschehnisse illustrieren. An dem von der Alten Düna gebildeten Kap hat Schwengeln die von den Schweden als Vorwerk für den Zutritt zur Festung Dünamünde aufgeschüttete viereckige Schanze eingezeichnet und ihr gegenüber eine Fischerhütte, wiederum mitsamt der zum Netzetrocknen dienenden Pfähle. Die Festung ist – sich in einiger Entfernung vom rechten Düna-Ufer erhebend – als monolithischer Wehrbau inmitten eines Armes der Alten Düna links oben auf der Karte sehr detailliert abgebildet. Im Vorfeld der Wälle und Palisaden, welche die Festung Dünamünde nach außen abschließen, finden heftige Schießereien und Kämpfe statt; so wurde eine 150 Mann starke Abteilung der Rigaer Garnison – allesamt polnische Soldaten – darin belagert. Die kilometerweit abseits des Weichbildes der Stadt gelegene Festung hatte bis zu diesem Zeitpunkt bei der Verteidigung Rigas nie eine Rolle gespielt. Vor dem Ausbau zur Festung befand sich

an dieser Stelle ein Zisterzienserkloster und seit dem 14. Jahrhundert eine Kommende des Deutschen Ordens – ein befestigter Platz, von dem aus auch die Düna-Mündung kontrolliert werden konnte. Nach dem Fall Rigas und der Errichtung der Festung Neumünde am linken Ufer des Flusses hatte sie ihre Bedeutung vollkommen verloren und wurde abgetragen. Allein deshalb ist die – wenn auch skizzenhafte – Darstellung der Festung auf Schwengelns Karte ein einzigartiges dokumentarisches Zeugnis dieses abgegangenen, jedoch für die Frühzeit der städtebaulichen Entwicklung Rigas seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts überaus bedeutenden Objekts.

Eines der häufigen und Abwechslung verschaffenden Details in Schwengelns Bild findet sich an der prachtvollen Renaissance-Kartusche in der linken unteren Ecke, nämlich eine ganz und gar idyllische Landschaft links der Düna mitsamt einem Fischerdorf mit zum Trocknen ausgehängten Netzen und dazwischen laufenden Soldaten. In der Stadt selbst, dem Marstall-Halbrondell gegenüber, ist eine Miniatur einer Scharmützelszene dargestellt, in welcher die Rigenser sich bemühen, von kleinen improvisierten Vorwällen her die mit Piken und Musketen bewaffneten anstürmenden Schweden abzuwehren. An der Ostseite der Stadt – jenseits einer von Bächen durchzogenen Niederung und verborgen hinter einer Reihe von Dünen – ist ein rechteckiges, mit Holzpalisaden befestigtes Lager eingezeichnet, in dessen Mitte das Zelt des schwedischen Königs steht. Links davon marschiert eine Kompanie Kürassiere; weiter dahinter – vor einer Windmühle – befindet sich das Lager des Obersts Siton. In der Mitte zwischen den Lagern König Gustavs II. Adolf und Oberst Sitons – im Bereich der Dünen und des Stadtgalgens – ist detailliert aufgezeichnet, wie die schwedischen Soldaten Kanonenkugeln gießen. Daneben sind die Fundamente der abgebrannten St. Gertrud-Kirche und der Friedhof eingezeichnet, wohin sich eine Gruppe Soldaten mit einem aufgebahrten gefallenen Kameraden bewegt. Am Glockenturm betätigt ein anderer Soldat zum Begräbnis des Verstorbenen das Geläut.

## *Die kartographische Darstellung der Belagerung Rigas*

Bereits am 9. August war König Gustav II. Adolf zusammen mit den übrigen Landungstruppen und seinem Bruder, dem Prinzen Karl Philipp, von Pernau her auf dem Landweg vor Riga angelangt. Binnen zweier Tage, bis zum 10. August, wurde um die Stadt nun auch von der Landseite ein Belagerungsring gezogen. In den folgenden Tagen errichteten die Schweden im Osten der Stadt drei von Palisaden umgebene Lager. Zwischen dem Georgs-Hospital und dem Kubeberg stellte Oberst Siton sein Garnisonslager auf. Hinter der St. Gertrud-Kirche wurde unter der Leitung Karl Philipps das größte der Garnisonslager geschaffen, in dessen Mitte das Zelt des Königs stand. Dort stationierte man die Artillerie, die sogleich mit dem großkalibrigen Beschuss des Sandturmes, der Pforte und des Jakobsrondells begann. Den fast bis an die Düna reichenden Belagerungsbogen im Süden schloss ein von einem Palisadenzaun umgebenes Infanterielager in Form eines unregelmäßigen Rechtecks ab. Riga war somit zu Wasser und zu Lande umlagert.

Aus der Beschreibung der Belagerung geht hervor, dass der schwedische König am 12. August eine Botschaft an den Magistrat der Stadt mit einer Aufforderung zur Kapitulation sandte, welche die Ratsherren jedoch ablehnten.<sup>14</sup> Eine Gegenreaktion der Schweden erfolgte am nächsten Tag mit der Landung von sieben Infanteriefähnlein auf dem Holm gegenüber dem Schloss, wo sich die Soldaten unverzüglich anschickten, Schutzgräben auszuheben und das Schloss unter Beschuss nahmen. Vom 12. bis zum 14. August zogen andere schwedische Truppenteile Gräben von der Düna bis an die Sandberge und den Mühlengraben. Am 14. und 15. August errichteten die Schweden Gräben und Schanzen am St. Georgs-Hospital sowie gegenüber der Sandpforte und setzten den erneuten Beschuss von Sandturm und -pforte ins Werk. Vom 15. bis zum 16. August errichteten die Truppen des Obersts Siton hinter dem St. Georgs-Hospital ihr Lager, von dem aus sie ununterbrochen gegen die Befestigungsanlagen stürmten und den Sandturm unter Beschuss nahmen. Am 17. August

---

<sup>14</sup> Ebd., Kap. H-I.

mussten das Rathaus und die Kirchen in der Stadt schwedische Treffer hinnehmen.

Weiter wird berichtet, dass die Schweden am 16. August die wichtigste Befestigungsanlage jenseits der Düna, den Roten Turm, einnahmen. Um die Straße nach Mitau vor eventuellen Angriffen des Fürsten Christoph Radziwiłł zu schützen, wurde im Vorfeld des Roten Turmes unter dem Befehl des Obersts Kobron am 17. August die Sternschanze, später Kobronschanze genannt, errichtet. Von dort aus nahmen die schwedischen Truppen nun die Trireme der Riger unter Feuer und machten deren anfangs ohnehin aus nicht einmal zwanzig Schiffen bestehende Flotte vollends kampfunfähig. Zudem war es den Schweden gelungen, eine der Rigaer Galeeren in Brand zu setzen, während sich die anderen Schiffe und Boote der Stadt im Riga-Fluss versteckt hielten.<sup>15</sup> Auf diese Aktionen folgten schwedische Befestigungsmaßnahmen auf dem linken Ufer der Düna und den in ihr befindlichen Holmen, wo Gräben gezogen und gegenüber dem Schloss eine von Palisaden umgebene Schanze – auf der Karte als *Die Schantz bei S. Georg* bezeichnet – errichtet wurde, um den hier stationierten Truppen eine mögliche Zufluchtsstätte zu geben.

Von Bedeutung waren die mehrere Wochen lang dauernden schwedischen Bemühungen, sich Zugang zu der am stärksten befestigten und demnach auch strategisch wichtigsten Stelle, der Sandpforte, zu verschaffen. Mit den innerhalb einer Nacht vom Garten des Apothekers Michael Brouwer zur Wassermühle gezogenen doppelten Quergräben und den die Jakobspforte und das Rondell bis hin zum Steindamm bedrohenden Gräben, hatten die Schweden der Stadt eine ernsthafte Bedrohung geschaffen. Von den neuen Gräben aus, wohin bald auch Kanonen disloziert wurden, begannen die Schweden wiederum, Riga unter Beschuss zu nehmen. Zu Beginn der Belagerung waren die Verteidiger noch fähig, wirksamen Widerstand zu leisten und vernichteten mit ihrem Kanonenfeuer die Batterie des Obersts Siton.

---

<sup>15</sup> Ebd., Kap. H–II.

## Die kartographische Darstellung der Belagerung Rigas

Doch bereits um den 20. August wurde die Übermacht der Schweden deutlich spürbar, als diese frische Streitkräfte und zusätzliche Artillerie herangezogen hatten und an Ort und Stelle – geschützt von den dortigen Hügeln – in der hinter der St. Gertrud-Kirche eingerichteten Kanonenkugelgießerei neue Munitionsvorräte herstellen und die Stadt somit noch intensiver beschießen konnten. Zusätzlich zu den Schäden an Mensch und Material, welche der Stadt zugefügt wurden, war überdies die Wasserversorgung der Stadt unterbrochen, was bei den Belagerten das wohl ohnehin vorhandene Gefühl der Ausweglosigkeit nur noch verschärft haben muss.

Die Fortsetzung der schwedischen Angriffe am 21. und 22. August umfasste eine Reihe von Maßnahmen, welche die Umzingelung um Riga noch fester zogen. Unter der Gewalt von bis zu 1.000 Artillerieschüssen pro Tag trugen die Häuser in der Stadt immense Schäden davon; die Einwohner versetzte es in den Zustand nackter Angst. Die schwedischen Truppen errichteten zwei zusätzliche kleine Schanzen: die eine *bei Hans Johann Friedrich*, die andere ihr gegenüber *auf dem Jesuiten Teuffels-Holm*. Nach einigen Tagen, am 25. August, wurden zusätzliche neue Befestigungsanlagen hochgezogen, insbesondere zwei neue Schanzen zwischen der Sandmühle und dem Stadtgraben, die vor allem dem Beschuss der Sand- und Jakobspforte dienen sollten.<sup>16</sup> Aus den Gräben, von den Schanzen und Batterien hatten die Schweden am 23. und 24. August alle drei Rondelle der Stadt und den Sandturm mit 25 bis 50 Pfund schweren Kugeln beschossen und auf diese Weise das Dach des Sandturmes, den Rathausturm, mehrere Kirchtürme und etliche Privathäuser getroffen – Schäden, die auf Georg Schwengelns Karte allerdings nicht berücksichtigt sind. Am 27. und 28. August schloss sich ein heftiger Beschuss der Halbmondbastion und der Sandpforte an, wozu die Schweden Brandkugeln verwendeten, welche den Schrecken der Bürger nochmals vermehrten und etliche Verwundete zur Folge hatten. In der Nacht zum 29. August versuchten die Schweden, den Stadtgraben gegenüber der

---

<sup>16</sup> Ebd., Kap. H–III.

Sandpforte mit Faschinen zu füllen, doch unter schweren Verlusten auf beiden Seiten wurde dieser schwedische Vorstoß im Nahkampf von den Rigaern zurückgeschlagen.

Bereits am 23. August hatten die Schweden das Schloss Dahlen eingenommen und dem Heer Christoph Radziwiłłs damit den Zugang zur Stadt von der Düna her versperrt. Als die schwedische Flotte daraufhin zwischen der Stadt und der Mündung den Strom abriegelte, war für Riga jedweder Austausch mit der Außenwelt unmöglich geworden; die totale Blockade der Stadt hatte begonnen. Am 30. August versuchten die Schweden, die Stadt von Süden her einzunehmen und begannen einen Angriff zu Land und zu Wasser gegenüber dem Marstall-Rondell, der Marstall-Pforte und der Halbmondbastion. Die Schwengelsche Karte zeigt, wie ein großes Kürassier-Regiment mit erhobenen Piken sich am Düna-Ufer der Stadt nähert, wobei die vorderen Reihen bereits mitten in ein Schießgefecht verwickelt sind. Die Rigenser haben ihre Befestigungsanlagen offenbar tapfer verteidigt, sie schlugen die Angreifer sogar mit einer Art von Handgranaten zurück, sodass die Schweden gezwungen waren, sich unter schweren Verlusten aus diesem Gefecht zurückzuziehen. Durch einen Etappensieg zu ihren Gunsten ermutigt, erschien am Nachmittag des 30. Augusts eine etwa 1.500 Mann starke polnisch-litauische Entsatztruppe unter dem Kommando Christoph Radziwiłłs mitsamt drei Geschützen am anderen Ufer der Düna und fiel die Schweden auf der Straße nach Mitau südlich von Kobronschanze und Rotem Turm an. Die dreistündige Schlacht endete mit dem Rückzug des Entsatzheeres, was die Stimmung der Rigenser wieder in Hoffnungslosigkeit umschlagen ließ. Auch am folgenden Tag, dem 31. August, scheiterte der Versuch der Verteidiger Rigas, mittels der im Riga-Fluss verborgenen Boote und Triremen eine Art Ponton-Brücke zu bilden und auf diese Weise ihre Streitkräfte mit dem Heer Radziwiłłs zu vereinigen. Nachdem somit auch dieses Unterfangen gescheitert war, zog sich das polnisch-litauische Entsatzheer schließlich nach Kurland zurück. Die Schweden aber verschanzten die Straße nach Mitau gegen eventuelle weitere Gegenangriffe.

## *Die kartographische Darstellung der Belagerung Rigas*

Die Panoramazeichnung Georg Schwengeln enthält eine weitere, für die Kulturgeschichte Rigas bemerkenswerte Episode, nämlich die dramatischen Kämpfe um den sogenannten Roten Turm jenseits der Düna. Exakt dort hatte die schwedische Armee in den Kämpfen mit dem Heer Christoph Radziwiłłs ihren ersten Sieg errungen, infolge dessen sie unter der Leitung des Obersts Kobron viereckige Schanzen emporzog und auf diese Weise die Grundlage für die Befestigungsanlagen links der Düna schuf, die nach der Einnahme Rigas weiterausgebaut wurden und bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts Bestand haben sollten. Schwengeln hat die Architektur des Roten Turms, der im 15. Jahrhundert als fünf- oder sechsstöckiger gotischer Wachturm zur Ausspähung des Umlandes auf der linken Seite der Düna errichtet worden war, sehr genau wiedergegeben, womit seine Karte ein weiteres wichtiges Zeugnis über einen originellen Bau aus der mittelalterlichen Architekturgeschichte Rigas ablegt. Bald nach der Errichtung der Kobronschanze ist der Turm von den Schweden abgetragen worden.

Sehr lebhaft hat der Kartograph außerdem den Kampf zwischen Infanteristen und Kavalleristen der beiden Konfliktparteien beschrieben: den Zusammenprall der gegnerischen Einheiten, ihre Aufstellung, die Standorte der Fahnenträger und den allseits brodelnden Kampfsturm. Schwengeln's Miniaturzeichnungen sind zumindest unwillkürliche Reminiszenzen an die Schlachtenmalerei, insofern sie etwa so viel Dramatik und Präzision bei der Wiedergabe der Situation enthalten, dass man eine Intuition zur Schaffung von Kunstwerken bei Georg Schwengeln wohl voraussetzen dürfte; eine Meisterschaft bei der Charakterisierung kann dem Kartographen kaum in Abrede zu stellen sein, wo er doch sogar den winzig-miniaturesken Krieger- und Pferdefigürchen glaubhaft natürliche Körperhaltungen verliehen hat.

Am 1. und 2. September fingen die Schweden mit ihren Angriffen gegen Riga von Neuem an, diesmal in der Nähe des Sandrondells. Tag und Nacht fügte die Artillerie der Stadt Zerstörungen zu. Der Ver-

fasser hat in seine Erzählung *Von Eroberung der Haupt Stadt Riga in Lieffland* Einzelheiten aus dem Alltagsleben der Stadtbevölkerung in dieser Situation mit eingeflochten, was beim Leser das Gefühl eines geradezu unmittelbar erlebten Beschusses erzeugt. Er berichtet, dass am 2. September die Kirchtürme viel unter dem Beschuss gelitten hätten, ganz besonders aber der Rathausturm. Die Kanonenschüsse hätten die St. Johannis-Kirche während des Gottesdienstes dermaßen erschüttert, dass der dortige Kronleuchter auf die Köpfe der Kirchgänger gefallen sei, die Kugeln der Musketen seien durch die Fenster bis ins Gestühl und zur Kanzel geflogen.<sup>17</sup>

Die Schweden versuchten nun, den Stadtkanal auf Laufbrücken zu überqueren und mit Arkebusen und Musketen das Vorwerk des Sandrondells einzunehmen – allerdings ohne Erfolg. Am 2. September sandten die Schweden erneut einen Boten in die Stadt mit der Aufforderung, sie solle sich ergeben. Durch das wechselnde Kriegsglück der vergangenen Tage ermutigt, lehnte der Rat den Vorschlag der Kapitulation ab.

Am 4. September unternahmen die schwedischen Truppen den Versuch, mithilfe von Reisig und Körben voll Sand, die sie von den Wällen herab in den Graben warfen, den Kanal vor dem Jakobsrondell überqueren zu können. Die Rigenser zerschossen die improvisierte Brücke, zündeten sie an und schlugen den Angriff mit Schwertern und Piken zurück. Daraufhin unternahmen die Schweden den Versuch, eine Galeere in den Graben zu ziehen, um diese als Brücke zu benutzen. Doch die Verteidiger Rigas vereitelten auch diesen Vorsatz. Vom 7. bis 9. September konzentrierten die Schweden ihre Angriffe auf das Sandrondell und versuchten, die kurzen Überfälle der Verteidiger mit Minen zu schwächen. Den Belagerern gelang es indes, das Vorwerk des Sandrondells einzunehmen und sich an dessen Fuß festzusetzen. Am 10. und 11. September wurden gemäß der Kriegstaktik der Zeit die Stadtmauern unterminiert, um bei günstiger Gelegenheit

---

<sup>17</sup> Ebd., Kap. I–II.

## *Die kartographische Darstellung der Belagerung Rigas*

eine Bresche in sie hineinsprengen zu können und auf diesem Wege in die Stadt zu gelangen.

Am 12. September statteten einige höhere schwedische Befehlshaber, darunter Prinz Karl Philipp, Graf Jakob de la Gardi, Graf von Mansfeld sowie Prinz Karl Philipps Hofmarschall Falkenberg, der Stadt Riga einen sechsstündigen Besuch ab und wiederholten dort die Aufforderung zur Kapitulation. Nach erneuter Ablehnung seitens des Magistrats drohte die schwedische Delegation mit dem ‚*extremum belli*‘: Falls die Rigenser sich nicht ergeben sollten, würden die Schweden – so ließ man die Ratsherren wissen – die Stadt der Willkür des Heeres überlassen und schonungsloser Plünderung preisgeben. Um diesen Hinweis zu untermauern, zeigten die hohen Herren den Stadtverordneten den mächtigen Sprengkörper, der sich im Minengang unter dem Sandrondell befand – ein schlagendes Argument, das die Rigenser von der Sinnlosigkeit ihres Widerstandes überzeugt haben muss, hätte eine Explosion an dieser Stelle doch das Sandrondell, die Sandpforte und die dazugehörige Mauerpartie dem Erdboden gleichgemacht.<sup>18</sup> Noch mehrere Tage lang dauerten die Verhandlungen über die Kapitulation zwischen den Schweden und den Rigaer Ratsherren an. Sie mündeten in den feierlichen Einzug des Königs Gustav II. Adolf in die Stadt, der vom schwedischen Flaggschiff aus durch die Schalpforte am Düna-Rand bis zur Petrikirche führte. Dort nahm der König die Treuebekundung des Rates entgegen und hörte die Predigt des Pastors Hermann Samson, des erbitterten Gegners des Katholizismus und der Jesuiten. Von alledem kündigt die Karte Georg Schwengels allerdings nicht.

Die militärgeschichtliche Forschung in Lettland befindet sich noch in den Anfängen. Nicht zuletzt deshalb liegen in den Informationen, welche die Schwengelsche Karte liefert, sicher weitere zu entdeckende Aspekte, welche den verschiedensten Disziplinen den Zugang für

---

<sup>18</sup> Ebd., Kap. K-III, K-IV.

## Ojārs Spārītis

eine qualifizierte Betrachtung aus militär-, sozial- oder architekturgeschichtlicher Sicht bietet.

In der Gesamteinschätzung der geschichtlichen Bedeutung des schwedischen Sieges vor Riga, welcher mit der Schaffung der Karte gleichsam gekrönt worden ist, möchte man Edgars Dunsdorfs beipflichten, welcher resümiert: [...] *die Einnahme der stark befestigten Stadt Riga wurde in ganz Europa als bedeutendes Ereignis betrachtet. Sie bildete die Grundlage für den Ruhm Gustav Adolfs als Feldherr.*<sup>19</sup> Der Sieg des schwedischen Königs erweckte Hoffnungen bei den europäischen Protestanten und gab ihnen neue Kraft zum Kampf gegen die Katholiken. Die Protestanten in Deutschland, Böhmen und Ungarn erwarteten vom ‚Löwen aus Mitternacht‘ Rettung und wurden nicht enttäuscht. Nach dem Abschluss seiner livländischen Kampagne nach dem Waffenstillstand von Altmark (1629) griff Gustav II. Adolf in den Dreißigjährigen Krieg ein. Ihn kostete es sein Leben, der Protestantismus aber blieb bestehen. Für die langfristige konfessionelle Orientierung der Stadt Riga und für die Verbindungen Livlands mit dem mittel- und westeuropäischen Kulturraum zu Beginn des 17. Jahrhunderts war dieser Sieg von großer Bedeutung. Für einen kurzen Zeitraum, nur hundert Jahre lang, trug er zur Erstarkung der Identität der baltischen Völker und zur Herausbildung eines der Keime des europäischen Liberalismus unter der Obhut einer aufgeklärten Monarchie bei.

---

<sup>19</sup> Dunsdorfs, *Latvijas vēsture* (wie Anm. 7), S. 34.

# Projekt

**Oleg Rusakovskiy**

Ländliche Gesellschaft im Notstand. Die Ämter Besigheim  
und Bietigheim im Dreißigjährigen Krieg  
(Dissertationsprojekt, Tübingen/Moskau)<sup>1</sup>

## I.

Der nachhaltige Einfluss und die vielfältigen Wirkungen des Dreißigjährigen Krieges gehören mit Recht zu den klassischen Themen der deutschen wie der europäischen Geschichtsschreibung. Die wirtschaftlichen, demographischen und sozialen Entwicklungen der deutschen Länder vor dem Großen Krieg und auch das absolute wie relative Ausmaß der Kriegsschäden und Bevölkerungsverluste, aber auch die Tiefe der dadurch verursachten Wirtschaftsrezession stehen nach wie vor im Fokus der vielfältigen Forschungen zur Regional- und Landesgeschichte.<sup>2</sup>

Das Dissertationsprojekt hat – ungeachtet seiner primär lokal- und mikrohistorischen Orientierung – allerdings weder zum Ziel, zu den wirtschafts- oder demographiegeschichtlichen Studien des Dreißig-

---

<sup>1</sup> Die Dissertation wird von Prof. Dr. Anton Schindling an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen betreut und von dem Programm der Europäischen Union EMA2-IAMONET-RU (Erasmus Mundus Action 2 – International Academic Mobility Network with Russia) gefördert.

<sup>2</sup> Um nur einzelne Publikationen zur Geschichte der deutschen ländlichen Gesellschaften im 17. Jahrhundert zu erwähnen: John C. Theibault, *German Villages in Crisis. Rural Life in Hesse-Kassel and the Thirty Years' War, 1580–1720*, Boston 1995; Rudolf Schlögl, *Bauern, Krieg und Staat. Oberbayerische Bauernwirtschaft und frühmoderner Staat im 17. Jahrhundert*, Göttingen 1988; Rathjen Jörg, *Soldaten im Dorf. Ländliche Gesellschaft und Krieg in den Herzogtümern Schleswig und Holstein 1625–1720. Eine Fallstudie anhand der Ämter Reinbek und Trittau*, Kiel 2004.

jährigen Krieges mit Blick auf die ländliche Bevölkerung beizutragen, noch dessen soziale Folgen in einer Jahrzehnte umfassenden Perspektive zu betrachten. Die Untersuchung wird sich vielmehr auf die Zeit der unmittelbaren Kriegskatastrophe für zwei württembergische Ämter begrenzen. Meine Absicht besteht darin, die Herausforderungen des Krieges an die ländliche Gesellschaft zu präsentieren und darzustellen, wie unterschiedliche soziale Gruppen und die lokalen Obrigkeiten diese Herausforderungen bewältigten. Es handelt sich also um eine Analyse von Anpassungsversuchen einer traditionellen ländlichen Gesellschaft.

Geographisch begrenzt sich der Untersuchungsraum auf die zwei nördlich von Stuttgart liegenden Ämter Bietigheim und Besigheim (heute im Landkreis Ludwigsburg), die zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges zum Herzogtum Württemberg gehörten. Zu beiden Ämtern zählten Amtsstädte und insgesamt fünf Flecken (davon zwei zu Besigheim, zwei zu Bietigheim; der Fleck Löchgau gehörte zu beiden Ämtern und wurde erst 1652 völlig dem Amt Bietigheim zugeteilt). Die Wirtschaft beider Ämter war eindeutig agrarisch, Handels- oder Handwerkszentren mit überregionaler Bedeutung fehlten in dem untersuchten Gebiet. Bietigheim und Besigheim sind also als *Ackerbürgerstädte* zu bezeichnen. Aus militär-strategischer Sicht hatten die Amtsstädte so gut wie keinen Wert, obwohl die in der Nähe liegende Festung Hohenasperg zu den wichtigsten militärischen Stützpunkten Württembergs gehörte.

## II.

Die Quellenbasis der Dissertation bilden die Bestände mehrerer Archive. Von besonderer Bedeutung sind die im Hauptstaatsarchiv Stuttgart aufbewahrten Oberamts- und Kriminalakten, sowie unterschiedliche Steuerregister und Lagerbücher. Eine größere Rolle spielt auch die Analyse der vom Dekanat Besigheim relativ gut überlieferten Kirchenbücher, sowie der Archive einzelner Pfarreien. Ein reiches und bislang so gut wie nie erforschtes Material, stellen die

Stadarchive von Bietigheim und Besigheim zur Verfügung, in denen, um nur die wichtigsten Quellentypen zu nennen, Kauf- und Testamentsbücher, Gerichtsprotokolle und Bürgerbücher zu finden sind. Dabei ist zu bemerken, dass sich die Bestände fast idealerweise einander ergänzen können, und viele Quellenarten, die in einem Archiv fehlen, im anderen vorhanden sind. Die bedeutendsten aus dem untersuchten Raum stammenden narrativen Quellen, nämlich zwei Bietigheimer Chroniken, wurden erst 1984 publiziert und ausführlich kommentiert,<sup>3</sup> bleiben aber die einzigen relevanten im Druck erschienenen Quellen. Es ist zu unterstreichen, dass Selbstzeugnisse von Privatpersonen nur in wenigen Akten aus beiden Ämtern überliefert wurden, und die komplexe Erforschung von persönlichen Kriegserfahrungen im Rahmen der Dissertation kaum möglich scheint.<sup>4</sup> Der Forschungsstand in Bezug auf die beiden Ämter in der untersuchten Periode beschränkt sich auf eine Dissertation aus den 1930er Jahren,<sup>5</sup> welche die Kriegsfolgen für die Stadt Besigheim und ihre Umgebung aus einer rein statistischen Sicht betrachtet, sowie auf einige heimatkundliche Beiträge.

Der Untersuchungszeitraum umfasst die Jahre von dem Einfall der katholischen Truppen ins Herzogtum Württemberg nach der Schlacht bei Nördlingen im September 1634 bis zur Heeresabdan-  
kung im Reich während des Sommers 1650.<sup>6</sup> Vor 1634 blieben beide

---

<sup>3</sup> Günter Bentele (Hrsg.), *Protokolle einer Katastrophe. Zwei Bietigheimer Chroniken aus dem Dreißigjährigen Krieg*, 2. Aufl., Bietigheim-Bissingen 1998.

<sup>4</sup> Zum Begriff Kriegserfahrungen siehe z. B. Anton Schindling, *Das Strafgericht Gottes. Kriegserfahrungen und Religion im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Erfahrungsgeschichte und Konfessionalisierung*, in: Mathias Asche, Anton Schindling (Hrsg.), *Das Strafgericht Gottes. Kriegserfahrungen und Religion im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges*, Münster 2001, S. 11–51, insbesondere S. 12 f.

<sup>5</sup> Adolf Sieber, *Das heutige Oberamt Besigheim in den Zeiten des 30-jährigen Krieges*, Tübingen 1935.

<sup>6</sup> Zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges im Herzogtum Württemberg siehe zwei moderne Forschungen: Stefan Zizelmann, *Um Land und Konfession. Die Außen- und Reichspolitik Württembergs (1628–1638)*, Frankfurt/M. 2002; Andreas Neuburger, *Konfessionskonflikt und Kriegsbeendigung im Schwäbischen*

Ämter vom Krieg fast ausschließlich indirekt betroffen, abgesehen von einzelnen Truppendurchzügen in den Jahren 1622 und 1632, die aber keine großen Schäden verursachten. Der Angriff der kaiserlichen Armee im September 1634 hatte jedoch heftige, mit mehreren Mordanschlägen begleitete Ausplünderungen zur Folge, sowie die teilweise Zerstörung und Niederbrennung einzelner Städte und Flecken. Nach 1634 wurden die Einwohner mit regulären Kontributionen belastet und in fast jedem Winter mit kaiserlichen oder bayerischen Quartieren belegt. In den letzten Kriegsjahren wurde das untersuchte Gebiet zudem durch mehrere Durchzüge von französischen und schwedischen Truppen ständig bedroht.

### III.

Die erste Herausforderung bestand also in der ununterbrochenen Militärpräsenz und in der Notwendigkeit, mit Soldaten und ihren Kommandeuren ständig zu kommunizieren. Das Problem der Koexistenz von Militär und Zivilbevölkerung in der Frühen Neuzeit gilt als eines der zentralen Themen der modernen militärgeschichtlichen Forschung, es fehlt daher auch nicht an Arbeiten zu diesem Problem für die Zeit des Dreißigjährigen Krieges.<sup>7</sup> Einerseits bleibt die alte, noch auf die zeitgenössischen literarischen und publizistischen Beurteilungen gestützte These über den ständigen Antagonismus zwischen Soldaten und Zivilisten aktuell, insbesondere mit Blick auf die ländliche Bevölkerung. Andererseits ist es klar, dass diese Verhältnisse nicht nur mit unkontrollierbaren Plünderungen, Mordanschlägen und Vergewaltigungen sowie ununterbrochenen Kontributionseinnahmen und gegenseitigem Hass einhergingen, sondern sie schlossen auch wesentliche Kooperationselemente und vielfältige Handlungs-

---

Reichskreis. Württemberg und die katholischen Reichsstände im Südwesten vom Prager Frieden bis zum Westfälischen Frieden (1635–1651), Stuttgart 2011.

<sup>7</sup> Siehe vor allem Michael Kaiser, *Die Söldner und die Bevölkerung. Überlegungen zu Konstituierung und Überwindung eines lebensweltlichen Antagonismus*, in: Stefan Kroll, Kersten Krüger (Hrsg.), *Militär und ländliche Gesellschaft in der frühen Neuzeit*, Münster u. a. 2000, S. 79–120.

## *Ländliche Gesellschaft im Notstand*

strategien, sowie ein gewisses System dienstlicher und persönlicher Beziehungen ein. Die Ämter Bietigheim und Besigheim betreffenden Quellen stellen ein reiches Material für die Untersuchung dieses Phänomens zur Verfügung.

Die zweite Herausforderung, mit der die lokale Gesellschaft zu tun hatte, war die durch die Zerstörungen, Bevölkerungsverluste und Vernachlässigung der Landwirtschaft verursachte ökonomische Rezession, deren Ausmaß und Erscheinungsformen in Bezug auf unterschiedliche Reichsterritorien, darunter auch auf Württemberg, in der gegenwärtigen Historiographie aktiv und erfolgreich untersucht werden.<sup>8</sup> Im Rahmen des vorgestellten Dissertationsprojekts ist besonders nach den von der Bevölkerung gewählten und in die Tat umgesetzten Strategien der Krisenüberwindung zu fragen. Dafür sind die beiden erforschten Ämter ein gutes Beispiel, weil sie zwei unterschiedliche, für Südwestdeutschland prägende Anbautypen der Landwirtschaft aufweisen. Das Amt Besigheim gehörte zu den bedeutendsten Räumen des Weinbaus im Herzogtum Württemberg, in Bietigheim wurde der Anbau von Getreide dagegen weitaus aktiver betrieben. Es ist dabei zu prüfen, inwieweit beide Formen agrarischen Wirtschaftens in Krisenzeiten gepflegt wurden und wie sich etwa das Verhältnis von bebauten Feldern und Weinbergen in den Kriegsjahren veränderte.

Zu analysieren ist ebenfalls die Frage nach der während des Krieges veränderten Rolle von Handel und Handwerk. In beiden Ämtern wurden über Jahrzehnte benutzte Handelswege, Export- und Importverbindungen in wenigen Monaten unterbrochen und die Wirtschaft schien in mehrerlei Hinsicht fast zu einer Naturalwirtschaft herabzusinken. Andererseits gab es zweifellos Handelsbranchen, die mit dem Kriegsbeginn einen neuen Entwicklungsimpuls erhielten, wie – um

---

<sup>8</sup> Wolfgang von Hippel, *Das Herzogtum Württemberg zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges im Spiegel von Steuer- und Kriegsschadenberichten 1629–1655. Materialien zur historischen Statistik Südwestdeutschlands*, Stuttgart 2009.

nur die offensichtlichsten Beispiele zu nennen – den illegalen Pferde-, Wein- oder Waffenhandel. Unter diesen Umständen änderten sich kurzfristig, aber sehr nachhaltig das Verhältnis zwischen Geld- und Naturalwirtschaft sowie die gesellschaftliche Rolle von unterschiedlichen Eigentumsarten und die Gesetzmäßigkeiten der Preisgestaltung.

Eine lange Reihe von Herausforderungen hatte die Bevölkerung der beiden Ämter im sozialen und demographischen Bereich zu meistern.<sup>9</sup> Dazu gehörte eine Serie von katastrophalen Epidemien, welche die Einwohner des untersuchten Raums im Jahr 1635 und 1636 erlebten, sowie die danach folgenden Hungersjahre. Diejenigen Einwohner, welche die Katastrophe überlebten, fanden sich in entvölkerten Städten und Flecken wieder und mussten rasch ihre Heiratsmöglichkeiten, aber auch die Familienplanung anpassen. Außerdem verursachte das Aussterben mehrerer reicher und bedeutender Bürgerfamilien eine gewisse Aufteilung des Eigentums (vor allem von Grundstücken) und die Umgestaltung der lokalen Selbstverwaltung, die jetzt von einer Anzahl von Aufsteigern als neuen Stadt- und Fleckenmagistraten besetzt wurde.

Nicht weniger tiefgreifend war der Wandel in der Lage von städtischen und ländlichen Unterschichten. Der Truppeneinfall und die ihm nachfolgende Verwüstung verursachten eine massive Migration, die ihre Hauptrichtung aus der ländlichen Umgebung in die Städte nahm. Eine große Anzahl von Flüchtlingen, deren Häuser und Grundstücke verloren gegangen waren, und die sich in den Amtsstädten unsicher und ungeschützt aufhielten, beteiligte sich nicht an der Steuerlast. Dies wurde von Stadtmagistraten und Amtsmännern als ein großes Problem angesehen. Andererseits mussten die oberen Bürgerschichten aufgrund der Entvölkerung, insbesondere in den letzten Kriegs- und ersten Friedensjahren, einen Mangel an Tagelöhnern,

---

<sup>9</sup> Zur demographischen, sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung der ländlichen Gesellschaft im frühneuzeitlichen Württemberg vergleiche Andreas Maisch, *Norddürftiger Unterhalt und gehörige Schranken. Lebensbedingungen und Lebensstile in württembergischen Dörfern der frühen Neuzeit*, Stuttgart 1992.

Dienern und Mägden hinnehmen – sowie letztlich deutlich erhöhte Unkosten für deren Arbeitsleistung. Außerdem ist die Tatsache zu berücksichtigen, dass es sogar unter den katastrophalsten Kriegsbedingungen einzelne Personen oder sogar soziale und berufliche Gruppen gab, die einen sozialen Aufstieg oder ein Anwachsen ihres Vermögens erlebten und darum als *Kriegsgewinnler* bezeichnet werden können. Ihre Schicksale und persönlichen bzw. kollektiven Überlebens- und Aufstiegsstrategien, sind ebenfalls nachzuzeichnen.

Der beschriebene Wandel musste die Beziehungen zwischen den bürgerlichen Eliten und der landesherrlichen Obrigkeit einerseits sowie zwischen den Oberschichten von einzelnen Städten und Flecken andererseits wesentlich beeinflussen. Die lokalen Eliten blieben dennoch dem Herzog gegenüber sehr loyal, initiierten aber mit ihren Supplikationen mehrere Streitigkeiten über die Aufteilung der Steuer- und Kontributionslast sowie über das Verhalten der Vögte.<sup>10</sup> Das vor dem Krieg funktionierende Steuersystem wurde zum Teil zerstört, zum Teil wurde es aufgrund der stets präsenten Einquartierung von fremden Armeen obsolet. Die Diskussionen über seine neuen Funktionsprinzipien in einer außergewöhnlichen Kriegssituation zeigen die vielfältigen Kriegserfahrungen der oberen Bürgerschichten und ihre Haltungen zu den zentralen Problemen der Landesentwicklung.

Generell ist nach den Besonderheiten der frühmodernen ländlichen Gesellschaft als ein zur Erhaltung des Gleichgewichts strebendes soziales System im Sinne der strukturell-funktionellen Theorie<sup>11</sup> zu

---

<sup>10</sup> Zur politischen Entwicklung des Herzogtums Württemberg in der Frühen Neuzeit vergleiche James A. Vann, *The Making of a State. Württemberg 1593–1793*, New York 1984 [in dt. Übersetzung: *Württemberg auf dem Weg zum modernen Staat. 1593–1793*, Stuttgart 1986]. Zur Rolle der Lokalbeamten in Krisensituationen in anderen Reichsterritorien vergleiche auch Frank Kleinhagenbrock, *Die Grafschaft Hohenlohe im Dreißigjährigen Krieg. Eine erfahrungsgeschichtliche Untersuchung zu Herrschaft und Untertanen*, Stuttgart 2003 sowie Ursula Löffler, *Dörfliche Amtsträger im Staatswerdungsprozess der Frühen Neuzeit. Die Vermittlung von Herrschaft auf dem Lande im Herzogtum Magdeburg, 17. und 18. Jahrhundert*, Münster u. a. 2005.

<sup>11</sup> Siehe dazu z. B. Wilbert E. Moore, *Order and Change*, New York 1967, S. 8.

fragen. Es geht um die Besonderheiten, die es ihr ermöglichten, die erwähnten Herausforderungen durch den Krieg im Rahmen einer traditionellen Handlungsstrategie zu beantworten und dabei die lokalen Sozial- und Machtstrukturen zu bewahren. Zudem ist in jedem einzelnen Fall zu prüfen, wie wirkungsvoll soziale und wirtschaftliche Veränderungen tatsächlich waren, die unter den äußerlich stabilen Strukturen verborgen blieben.

Die Dissertation lässt sich also als eine Fallstudie zu Hauptcharakteristiken der frühneuzeitlichen ländlichen Gesellschaft verstehen, und zwar ihrer Fähigkeit einerseits zum Erhalt von Strukturen, andererseits zur Evolution und zum Wechsel der Überlebensstrategien.

## Rezensionen

Walter Krüssmann, Ernst von Mansfeld (1580–1626). Grafensohn, Söldnerführer, Kriegsunternehmer gegen Habsburg im Dreißigjährigen Krieg. (= Historische Forschungen, Bd. 94), Berlin 2010, 742 S. 98 € [ISBN 978-3-428-13321-5].

Biographien haben Konjunktur! Wer eine moderne, wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Lebensbeschreibung in Angriff nimmt, sollte die Mahnung bedenken, die Jacques Le Goff seiner magistralen Studie über Ludwig XI. von Frankreich vorangesellt hat: *die Biographie ist eine der schwierigsten Weisen Geschichte zu schreiben*. Biographien suchen das historische Subjekt in seinen gleichzeitigen gesellschaftlichen Verhältnissen zu verorten.

Die Dispositionen und Handlungen, die mit ihnen untrennbar verbundenen und sich in der Zeit verändernden Spielräume und Grenzen individueller Lebensgestaltung, vollziehen sich innerhalb gegebener Strukturen. Sie konstituieren einen komplexen sozialen Raum, in dem sich anthropologische, kulturelle und gesellschaftliche Bedingungsfaktoren bündeln. Der Versuch, individuelle Verhaltensmuster zu entschlüsseln und ihr Gewicht innerhalb gesellschaftlicher Beziehungen zu bestimmen, den Umfang und die Grenzen von Handlungsspielräumen abgewogen einschätzen zu können, erfordert ein komplexes methodisches Instrumentarium, das eine wissenschaftliche Qualifikationsarbeit besondere Anforderungen stellt.

Die Persönlichkeit des Grafen Ernst von Mansfeld lohnt zweifellos eine moderne Biographie, da er zu den bedeutenden Kriegsunternehmern der ersten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges zählt. Als illegitimer Spross einer Seitenlinie der Manfelder Grafen lebte er in den ungesicherten Verhältnissen eines aus einer morgantischen Verbindung entstammenden Nachkommen. Vom Vater zum Kriegsdienst

bestimmt, erlernte er die praktischen Fähigkeiten seiner Profession im Feldlager und während der Feldzüge gegen die Türken in Ungarn. Die Gründe für sein Ausscheiden aus dem Dienst von Erzherzog Matthias und die Rückkehr nach Luxemburg bleiben in der Arbeit ebenso wie sein folgenschwerer Seitenwechsel auf die Seite der Union im Unbestimmten. Auf den ersten Blick ist seinen Vertragspartnern auf habsburgischer Seite zumindest in formalrechtlicher Hinsicht kein Fehlverhalten nachzuweisen. Hier könnten intensive Forschungen in Quellenbeständen spanischer Provenienz möglicherweise erhellend sein. Im zeitlichen und hinsichtlich der zur Verfügung stehenden Mittel begrenzten Rahmen einer Dissertation kann dies füglich nicht erwartet werden.

Im Vergleich zu anderen Söldnerführern des Dreißigjährigen Krieges wird deutlich, dass es Mansfeld nicht gelang, tragfähige Patronagenetzwerke aufzubauen, während sein Vermögen und sein Kredit nicht ausreichten, ihn zu einem umworbenen Vertragspartner werden zu lassen. Man wird unwillkürlich an das spätere Verhalten und Schicksal Jan von Werths erinnert.

Der Autor beschreibt in umfassender und akribischer Weise die Bewegungen der Mansfeldischen Truppen zwischen 1610 und 1626 dem Todesjahr des Grafen. Im Mittelpunkt stehen dabei die zwölf Jahre, die Mansfeld im Dienste der Union und des pfälzischen Kurfürsten und böhmischen Königs verbrachte. In gleicher Weise werden auch die letzten unsteten Jahre des Mansfelders in Diensten der Generalstaaten, Englands, Frankreichs und Venedigs dargestellt. Dabei entrollt sich das Panorama eines Söldnerführers, dessen vordringliche Sorge stets dem Erhalt seiner Truppen galt, dem Instrument, auf das er seine Reputation und seine Hoffnung auf Rangerhöhung gründete.

Krüssman vermag anschaulich und nachvollziehbar die Formen der Heeresaufbringung, in der ersten Phase des Dreißigjährigen Krieges darzustellen. Er verdeutlicht die unaufhebbaren strukturellen Zwänge, denen sich ein Befehlshaber gegenüber sah, dessen wirtschaftliche

Eigenmittel zu keinem Zeitpunkt ausreichen, Zahlungsverzögerungen seiner Auftraggeber oder vertragslose Zeiten zu überstehen. Während sein Charisma und seine Bedeutung als Feldherr Rekrutierungen ermöglichten, sofern nur genügend Handgeld verfügbar war, musste der Unterhalt des Kriegsvolkes durch die Sicherung und Ausbeutung ausreichender Quartiere, durch Kontributionen und Brandschatzungen besetzter Gebiete gewährleistet werden. Mansfeld steht damit an der Grenze zwischen dem Typus eines freien Soldunternehmers des 15. und 16. Jahrhunderts und den wirtschaftlich, aber nicht mehr rechtlich unabhängigen Kriegsunternehmern der späteren Kriegsjahre, die, eingebunden in Patronage- und Klientelstrukturen ihrer fürstlichen Dienstherrn, keine eigenständigen außenpolitischen Ambitionen entwickeln konnten und wollten. In dieser Hinsicht bilden Spinola, Tilly und später Königsmarck die Norm, Wallenstein hingegen die Ausnahme. In seinem Streben nach ranggerechter Anerkennung vermochte Mansfeld nicht einzusehen, dass seine Armee zu klein, seine Machtposition zu gering und sein Patronagenetzwerk zu schwach war, um eine eigenständige Gewaltpolitik zu betreiben. Darin liegt die Tragik dieses überdurchschnittlich begabten militärischen Führers, der sich einer verlorenen Sache verschrieb, nicht aus Anhänglichkeit an seinen Patron, sondern in der Überzeugung, dass gerade die Schwäche seines Auftraggebers den eigenen politischen Handlungsspielraum erweiterte. Insofern bestehen gewisse Parallelen zwischen Mansfeld und Bernhard von Sachsen-Weimar. Krüssman erkennt diese Disposition, bleibt aber in seinen Schlussfolgerungen zurückhaltend, da entsprechende Quellen aus der Feder Mansfelds offenbar fehlen. Eine vergleichende Beurteilung hätte hier möglicherweise deutlichere Befunde gezeigt.

Insofern bleibt die Arbeit auf diesem Feld wie generell hinsichtlich der wirtschaftlichen Fortune des Söldnerführers hinter den Ansprüchen zurück, die gemeinhin an eine Biographie zu richten sind. Angesichts der vielfältigen Kontakte, die Mansfeld zu den verschiedenen kriegführenden Parteien besaß vermisst man eine Quellenrecherche in den entsprechenden Archiven. Auch an dieser Stelle erweist sich,

dass eine Biographie in der Regel kein geeigneter Gegenstand für eine Dissertation ist. Die notwendige Beschränkung auf publizierte Quellensammlungen lenkt den Blick automatisch in erster Linie auf Zeugnisse des diplomatischen Verkehrs. Die Praxis der Heeresfinanzierung, die Frage nach Disziplinwahrung und dem Verhältnis von Kriegsvolk und Bevölkerung und damit die Frage, inwieweit der Ruf, der Mansfeld vorausging, von ihm bewusst instrumentalisiert worden ist oder den Zwängen seiner prekären Situation geschuldet war, wird sich nur aus den Schätzen regionaler Archive erhellen lassen.

An einigen Stellen, wo der Autor seine Ergebnisse in einen größeren militärgeschichtlichen Zusammenhang einzuordnen sucht, ist er Forschungsmeinungen gefolgt, die heute zumindest in Frage gestellt werden. So darf die Vorstellung vom ‚stehengebliebenen Heer‘ des Dreißigjährigen Krieges inzwischen als überholt gelten. Vergleichbares gilt auch von Auffassung, der freie Söldner sei im Gefolge der oranischen Heeresreform, im Zuge von Sozialdisziplinierung, Staatsbildung und Military Revolution zu einem gedrillten, geknechteten und entmündigten Fürstenbüttel des 18. Jahrhunderts geworden. Auch hier hat die neuere Forschung zur Militärgeschichte der armierten Reichsstände im 18. Jahrhundert ein deutlich differenziertes Bild gezeichnet.

Walter Krüssmann hat, das sei abschließend mit Nachdruck festgehalten, im Rahmen einer Dissertation eine beeindruckende Leistung erbracht. Auf der Grundlage ausgewählter Quellenzeugnisse, einer umfassenden Auswertung der älteren Literatur und vielfältiger Quellenpublikationen zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges ist ihm, wenngleich keine *biographie totale*, so doch ein in sich geschlossenes Lebensbild eines bedeutenden Heerführers der ersten Phase des Dreißigjährigen Krieges gelungen.

Bernhard R. Kroener

*Die Schüler der Hohen Karlsschule*

Werner Gebhardt, *Die Schüler der Hohen Karlsschule*. Ein biographisches Lexikon, unter Mitarbeit von Lupold von Lehsten und Frank Raberg, Stuttgart 2011, 662 S., 69 € [ISBN 978-3-17-021563-4].

Die Hohe Karlsschule in Stuttgart, durch Herzog Karl Eugen von Württemberg gegründet und von 1770 bis 1794 bestehend, hat in der jüngeren Vergangenheit wenig Interesse seitens der historischen Forschung gefunden. Das immer noch maßgebliche Standardwerk von Robert Uhlend stammt aus dem Jahr 1953, in dessen Nachfolge ist – mit Ausnahme einer Ausstellung im Hauptstaatsarchiv Stuttgart 1959/60 – lediglich um das Jahr 1990 herum eine gewisse Forschungstätigkeit festzustellen.

Dieses mangelnde Interesse der neueren Forschung mit der geringen Bedeutung der Anstalt in der deutschen Bildungsgeschichte des 18. Jahrhunderts gleichzusetzen, ist nicht schlüssig, war sie doch in ihrer Zeit eine der größeren und renommiertesten Bildungseinrichtungen des Reiches. Wie ist das mangelnde Interesse der Geschichtswissenschaft zu erklären? Ein Grund hierfür ist sicherlich das von der Forschung bereits beklagte Desiderat der breiten Untersuchung der dort unterrichteten Schüler, wozu bisher in adäquatem Maße statistisch auswertbare Daten gefehlt haben. Mit dem hier vorliegenden Buch hat Werner Gebhardt in diesem Zusammenhang einen wichtigen Beitrag zur Grundlagenforschung über die Hohe Karlsschule hervorgebracht.

Zielsetzung des Autors ist es primär, eine gut nutzbare Auflistung aller in der Karlsschule unterrichteten Schüler vorzulegen. Darüber hinausgehend wurde, bis auf wenige Ausnahmen, jedem nachgewiesenen Schüler eine Kurzbiographie beigegeben. Darüber hinaus ist es dem Autor auch ein Anliegen, wenn möglich, Angaben über die Eltern der Schüler zu machen. Von Interesse in diesem Buch ist also einerseits die Frage, woher die Schüler der Hohen Karlsschule kamen und andererseits, was aus ihnen geworden ist.

Das hier besprochene Werk ist das Ergebnis eines mehrjährigen Prozesses, der in der Tradition Heinrich Wagners zu verstehen ist, was vom Autor stets betont wird. Diesem ist eine chronologische Auflistung aller Karlsschüler zu verdanken, auf der Gebhardt maßgeblich aufbaut. Der Autor kann allerdings für sich in Anspruch nehmen, die Vorarbeiten Wagners um die Komponente der Praktikabilität und vor allem um die jeweiligen kurzen Lebensläufe erweitert zu haben. Im Gegensatz zu Wagners chronologischer Arbeitsweise geht er alphabetisch vor, was die Arbeit mit dem Werk erleichtert. Allerdings muss man Wagner zugute halten, dass auch eine chronologische Auflistung der Biographien der Karlsschüler nach Eintrittsdatum ihre Daseinsberechtigung gehabt hat, vor allem, um die einzelnen Entwicklungsphasen der Schule in den Blick nehmen zu können. Die alphabetische Auflistung hat dagegen, wie es der Autor schließlich begründet, den unschätzbaren Vorteil, dass nunmehr gezielt nach Namen von Karlsschülern gesucht werden kann.

Im ersten Kapitel werden zunächst einleitend der Untersuchungsgegenstand und die genealogische Vorgehensweise erläutert. Neben der durch Quellenabdrucke erzeugten Anschaulichkeit wird hier auch ein knapper Überblick über die bisherige Forschung zur Hohen Karlsschule gegeben, gefolgt von einer ausführlichen Darstellung der Editions-geschichte und damit der Quellensituation, die diesem Werk zugrunde liegt.

Das zweite Kapitel besteht aus dem Abdruck der Schülerlisten Wagners. Diese, nach Eleven (Internatsschüler) und Oppidanern (Stadtstudierende) geordnete Auflistung bildet die unverzichtbare Grundlage der Arbeit Gebhardts.

Das dritte Kapitel beinhaltet die alphabetische Auflistung der Kurzbiographien aller nachweisbaren Karlsschüler. Dieser vorangestellt ist ein dringend notwendiges Abkürzungsverzeichnis, welches die Arbeit mit den Datensätzen erst möglich macht. Gebhard legt mehr als 2000 Kurzbiographien der Karlsschüler vor, zusammengetragen aus zahl-

reichen Archivbeständen, die jeweils nachgewiesen werden. Naturgemäß weisen diese vielen Lebensläufe – der jeweiligen Quellensituation geschuldet – einen unterschiedlichen Grad an Ausführlichkeit auf. Jedoch ist es dem Autor unter Mithilfe von Frank Raberg und Lupold von Lehsten stets gelungen, grundlegende Informationen zu sammeln. Idealtypisch konnten so Aussagen über die geographische und soziale Herkunft sowie die Namen der Eltern getroffen werden. Zusätzlich wurden für dieses Lexikon Informationen über den späteren Lebensweg der Karlsschüler zusammen getragen, was den eigentlichen Wert dieses Buches ausmacht. Gegenstand der Auflistung ist also nicht das Leben der Schüler innerhalb der Anstalt, sondern ihre Herkunft und vor allem ihr späteres Schicksal.

Im Anschluss an dieses umfangreiche Hauptwerk finden sich noch Ausführungen zu genealogischen Problemen wie Namensgleichheiten und Mehrfachnennungen von Schülern. In summa errechnet der Autor so die Gesamtzahl aller nachweisbaren Karlsschüler, insgesamt 2114 Personen. Um die Statistik zu komplettieren, werden anschließend die Herkunftsländer nicht aus dem Reichsgebiet stammender Karlsschüler aufgelistet. Zuletzt bietet das umfangreiche und teilweise kommentierte Quellen- und Literaturverzeichnis den aktuellen und kompletten Stand der Forschung bezüglich der Hohen Karlsschule und damit einen idealen Einstieg für die Beschäftigung mit dieser Institution.

Wie es bei einem Buch über die Hohe Karlsschule kaum anders zu erwarten wäre, ist Friedrich Schiller häufig präsent. Vom Autor wird seine Person als Anlass zur Anfertigung des hier vorliegenden Werkes genannt. Allerdings ist es gerade die alles überstrahlende Präsenz des wohl berühmtesten Karlsschülers in der Geschichte, die den Anstoß für die Zielsetzung dieses faszinierenden Projekts gab, nämlich das Interesse an den eben weniger oder überhaupt nicht bekannten Karlsschülern, die schließlich in akribischer Kleinarbeit bearbeitet wurden.

## *Rezensionen*

Gebhard hat ein neues Standardwerk zur Erforschung der Hohen Karlsschule vorgelegt. Stellt Uhlands *Geschichte der Hohen Karlsschule* die analytische Grundlage für die Beschäftigung mit dieser Institution dar, so wird dieses biographische Lexikon in Zukunft die maßgebliche empirische Materialsammlung für die Erforschung der Karlsschule sein und diese somit nicht nur vereinfachen, sondern vielleicht auch neu beleben. Zusammengefasst lässt sich festhalten, dass Gebhardt hier Pionierarbeit geleistet hat. Weiterführende Analysen zu den Schülern der Hohen Karlsschule werden auf dieser Grundlage möglich sein, so dass künftige Forschungen nicht mit jenen Problemen konfrontiert werden, die bisher eine Beschäftigung mit der Hohen Karlsschule so wenig attraktiv gemacht haben.

*Frederic Groß*

## Tagungsberichte

Tagungsbericht *Militärische Wissenskulturen in der Frühen Neuzeit. 9. Jahrestagung des Arbeitskreises Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit vom 1. bis 3. Dezember 2011 in Göttingen.*

Die Betrachtung von Militär, Bildung und Wissen erfolgte lange Zeit weitestgehend unabhängig voneinander. Bis heute fehlt eine grundlegende Verknüpfung von Militär-, Wissenschafts- und Bildungsgeschichte. Hierzu einen Impuls zu geben sollte Aufgabe der diesjährigen, von *Marian Füssel* (Göttingen) und *Matthias Asche* (Tübingen) organisierten 9. Tagung des Arbeitskreises Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit (AMG) sein. Die dreizehn Vorträge der Veranstaltung gliederten sich vier Sektionen: I. *Wissensspeicher und Diffusion*, II. *Wissensträger und Profession*, III. *Wissenspraktiken und Distribution* und IV. *Wissensorte und Sozialisation*.

*Daniel Hobrath* (Ingolstadt) präsentierte mit seinem Vortrag *Von der »Art de la Guerre« zum System der Kriegs-Wissenschaften. Militärtheoretische Schriften und ihre Leser* einen anschaulichen Einstieg in das Thema der Entwicklung von militärischen Wissenskulturen in der Frühen Neuzeit. Diesen Prozess, den *Hobrath* als Kumulation von Wissen und nicht als Fortschritt versteht, gliederte er in drei zeitliche Abschnitte. Die Renaissance (1550–1650) bildete dabei den Ausgang. Wissen speiste sich in ihr hauptsächlich aus bereits gesammelten oder tradierten Erfahrungen. In der vom barocken Rationalismus geprägten *Epoche der Verwissenschaftlichung* (1650–1750) wandelte sich das *Kriegshandwerk* zur *Kriegswissenschaft*, ohne aber dabei zu einer kohärenten Ausbildung zu werden. In der sogenannten *Militärischen Aufklärung* (ab 1750) brachte eine Kombination aus persönlicher Erfahrung und Theorie eine Verwissenschaftlichung aller Felder militärischen Wissens mit dem Ziel einer *gezähmten Bellona* hervor. Abschließend warnte *Hobrath* aber davor, auf quantitativer Basis der

## Tagungsberichte

bis heute erhaltenen Werke Rückschlüsse auf deren tatsächliche Popularität und ursprünglichen Auflagenstärke zu ziehen. Diese kritische Anmerkung regte zu Diskussionen über die Repräsentativität und den realen Gebrauchswert der Werke an.

Verdeutlicht wurde die von Hohrath dargestellte Entwicklung durch den von *Martin Winter* (Berlin) gegebenen Überblick *Zu militärischen Bibliotheken, ihren Sammlern und Nutzern im 18. Jahrhundert*. Ausgehend von der Entstehung einer militärwissenschaftlich gebildeten *Öffentlichkeit* in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zeichnete *Winter* eine zunehmende literarische Durchdringung des Militärs nach. Den zunächst vorherrschenden landesherrlich organisierten Schulbibliotheken folgten, vom neuen Bildungsstreben der Offiziere motiviert, die teilweise privat organisierten Regimentsbibliotheken. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts traten als weiteres Modell die Bibliotheken der Lesegesellschaften hinzu. So galten die meisten Nachfragen der Tagungsteilnehmer auch vornehmlich den Regimentsbibliotheken, ihrer inneren Organisation, dem quantitativen Verhältnis von privat und institutionell angeschafften Büchern oder dem in ihnen zu findenden Bestand an allgemeinbildender Literatur. Doch zeigte die Diskussion, dass das Forschungsfeld aufgrund der Quellenlage schwer zu bearbeiten ist.

Eine literaturwissenschaftliche Perspektive auf Lyrik als Wissenspeicher lieferte *Wilhelm Kühlmann* (Heidelberg) mit seinem Vortrag *Kampf und Ethos – Militärische Chargen in der Versdichtung des 16./17. Jahrhunderts*. Anhand von vier Schriftstellern um 1600 thematisierte *Kühlmann* die stereotype Darstellung und Typisierung des Söldners in der kritischen Lyrik. Dies geschah exemplarisch an Texten von Bartholomäus Ringwaldt, Theobald Hoeck, Paul Fleming und Julius Wilhelm Zink. Im Zentrum militärisch inspirierter Versdichtung standen dabei stets die Spannungsfelder zwischen christlicher Moral und kriegerischem Selbstverständnis. Ein interessanter Denkanstoß aus dem Plenum betraf anschließend die Frage nach der Persistenz

von Motiven innerhalb der Landsknechtslyrik und deren Eigenständigkeit in Bezug auf Kriegserfahrung und -parteien.

Insgesamt wurde in dieser ersten Sektion gezeigt, dass die Kumulation von militärischen Wissensbeständen gleichzeitig einherging mit einer Verdichtung des Wissens über das Militär innerhalb der Zivilbevölkerung und einer zunehmenden Vernetzung dieser beiden Prozesse.

In der zweiten Sektion zeigte *Stefanie Rütther* (Münster) in ihrem Vortrag *Krieg als Profession? Zur Differenzierung militärischer Funktionsrollen am Übergang zur Frühen Neuzeit* anhand der Beispiele von Ratsherren, Büchsenmeistern und Landsknechten die Inkongruenz von gesellschaftlicher Position und Wissensbestand auf. Ersterem stand im ausgehenden Mittelalter noch die militärische Führung der Stadt zu, sozialer Stand hatte also den Vorrang. Im Falle der Büchsenmeister wurde deutlich, dass diese mit ihrem Wissen warben, aber ihre Expertise nicht schriftlich tradierten, um ihre Monopolstellung zu festigen. Auch Landsknechte präsentierten sich als eigenständige Gruppe, deren soziale Ordnung durch die Aneignung und Hierarchisierung von Wissen bestimmt wurde. Zusammenfassend stellte *Rütther* fest, dass Wissen personengebunden war, allerdings nur in Ansätzen zu einer Professionalisierung des Kriegswesens führte. Abschließend wurde die Bedeutung von Wissen in Buchform, den Rezipienten und der Wirkmächtigkeit der Schriften innerhalb einer weitgehend oralen Traditionskultur diskutiert.

Über die Feldscherer als weitere Personengruppe innerhalb dieses Vorgangs sprach *Sabine Sander* (Mainz) bei ihrem Vortrag »*So viele Verwundungen und Zufälle.*« *Militärmedizin in der Frühen Neuzeit* am Beispiel der Entwicklung des Lazarettwesens. Ausführlich beschrieb *Sander* zunächst die zeitgenössischen Abgrenzungen innerhalb des Medizinwesens hinsichtlich der unterschiedlichen Laufbahnen des militärischen Sanitätspersonals. Hierbei grenzte sie Feldscherer und Chirurgen scharf von studierten Ärzten ab. Anschließend stellte *Sander* die Veränderung in der frühneuzeitlichen Militärmedizin dar,

## Tagungsberichte

wobei der Dreißigjährige Krieg den Tiefpunkt bildete. Im Reich blieb die Feldscherausbildung in Qualität und Quantität bis zu den Napoleonischen Kriegen weit hinter Frankreich zurück. Insgesamt stellte sie fest, dass Professionalisierungsbestrebungen der Feldscherer Versuche waren, die Deutungshoheit akademisch gebildeter Ärzte im Gesundheitswesen zu schwächen. Besonderes Interesse bestand seitens der Diskutanten für das Prestige oder den Prestigeverlust der Feldscherer in Nachkriegs- und Friedenszeiten sowie für den Transfer von Wissen aus militärischen in zivile Wissenskulturen.

Ganz im Sinne des Tagungsthemas nahm *Michael Sikora* (Münster) in seinem Beitrag *Wissen in Reih und Glied. Formen des Wissens einfacher Soldaten im stehenden Heer* den vermeintlich bildungsfernen Teil der frühneuzeitlichen Heere in den Blick: die Linieninfanterie des 18. Jahrhunderts. Dabei ging es *Sikora* weniger darum, mögliche Wissensquellen der gemeinen Soldaten aufzuzeigen, als sie vielmehr durch deren im Militärdienst erworbene Kenntnisse als genuines *Wissens-Milieu* darzustellen. Konkret formulierte *Sikora* den Standpunkt, beim militärischen Drill habe es sich nicht um eine erzwungene Auflösung individueller Fertigkeiten gehandelt, sondern vielmehr um ein Wissensfeld, dessen Beherrschung den Soldaten als persönliche Leistung erschien. Durch diese Eigenschaft trete auch der normkonforme Soldat, so *Sikora*, als *eigen-sinniges* Subjekt zu Tage. In der Diskussion wurde zudem die Bedeutung der Religion als Binde- sowie Zwangsmittel bestärkt. Weiterhin wurde der Hierarchisierungskontrast zwischen Zivil- und Militärgesellschaft hinterfragt.

Bei *Marian Füssel* (Göttingen) standen in seinen Ausführungen mit dem Titel *Feder contra Degen? Bildungshorizonte gelehrter Offiziere im 18. Jahrhundert* die zunehmende Bedeutung der Bildung für das ständische Selbstbewusstsein von Offizieren in Konkurrenz zum Bürgertum im Mittelpunkt. Zu Beginn betonte *Füssel* die Heterogenität vieler adeliger Bildungswege, welche zu einer *Mischausbildung* geführt hätten, was methodisch u. a. eine Hinwendung zur Quellengattung der Ego-Dokumente erforderlich mache. Den so formulier-

ten Ansatz demonstrierte *Füssel* exemplarisch anhand der preußischen Offiziere von Barsewisch und von Prittwitz. Dabei distanzieren sich adelige Selbstentwürfe im 18. Jahrhundert vielfach vom *bürgerlich-technischen* Wissen durch ihre Hinwendung zu den *schönen Künsten*. Dass Heroik und Künstlertum demnach als sich gegenseitig stützende symbolische *Ressource* des adeligen Offiziers dienten, vergegenwärtigte *Füssel* an den Ausnahmebeispielen der preußischen Offiziere von Kleist und von Trautschen. Im darauf folgenden Austausch mit den Tagungsteilnehmern wurde wiederholt die Heterogenität des Adels und Offizierskorps betont, was eine Differenzierung des Topos des *gelehrten Offiziers* erfordere.

Die Bedeutung des Wissens im Zuge der Ausbildung militärischen *Expertentums* prägte diese Sektion. Es wurde deutlich, dass die entsprechenden Personenverbände aktiv Wissen rezipierten, sich aneigneten und anwandten, um ihre Stellung im militärischen und gesellschaftlichen Umfeld zu definieren und zu behaupten.

*Angela Strauß* (Potsdam) präsentierte unter dem Titel »*Wie nutzreich kann das Lehramt würdiger Feldprediger seyn!*« *Preußische Feldprediger als Pädagogen der Aufklärung* die Rolle von ehemaligen Feldpredigern als Teil der Volksaufklärung des 18. Jahrhunderts. Dabei hob sie besonders die Parallelitäten in der pädagogischen Erziehung zwischen Soldatenstand und Schulwesen hervor und charakterisierte die Feldprediger als aufgeklärte, dem Nützlichkeitsgedanken verschriebene Pädagogen. Ihre Funktion in der Armee stellte dabei, so *Strauß*, nur eine mögliche Station innerhalb einer ansonsten zivilen Karriere als Pfarrer oder Lehrer dar. Die selbst zugeschriebene Fähigkeit der Feldprediger zur Vermittlung praktischer aufgeklärter Ideale und der Erziehung zum *vernünftigen* und *nützlichen* Menschen sollte das Fortbestehen des Amtes gegen Ende des Jahrhunderts rechtfertigen.

Mit dem Tenor einer dem entstehenden Professionalismusgedanken der Aufklärung verpflichteten Einrichtung stellte *Andreas Dethloff* (Rostock) unter dem Titel *Zwischen adeliger Standesbildung und aufge-*

*klärter Kriegswissenschaft – das Dresdner Kadettenkorps als Bildungsanstalt kursächsischer Offiziere im 18. Jahrhundert* vor. Zunächst zeichnete der Referent den Forschungsstand nach, um auf dieser Grundlage einen dynamischen Fortentwicklungsprozess des Kadettenkorps als Bildungsinstanz zu beschreiben.

Aufklärung, wenngleich in rein militärischem Sinne verstanden, war auch das Thema von *Ewa Anklam* (Braunschweig), die unter dem Titel »*Battre l'estrade.*« *Militärische Aufklärung zwischen Geheimnis und Publizität* einen der Aspekte ihrer Dissertation ausführte. Geheimnis und Publizität stellten für sie die zwei wesentlichen Elemente militärischen Informationswesens dar. Leichte Truppen und Parteigänger fungierten dabei als Träger einer auf Face-to-face-Kontakten beruhenden Informationskultur. Publizität hingegen wurde von den Obrigkeiten aller Kriegsparteien wissentlich zur Meinungssteuerung der an militärischen Neuigkeiten interessierten Öffentlichkeit genutzt. Dies förderte die Verbreitung fingierter, glorifizierender Augenzeugenberichte, wie etwa den *Lettre-Gazettes*. Diskutiert wurden u. a. die Bedeutung von Informationen und Geheimnissen als Ressource innerhalb von Netzwerk-Klientel-Systemen. Auch dadurch forcierte *Propagandaschlachten* und ihre Auswirkungen auf die Presse und deren Glaubwürdigkeit wurden thematisiert.

*Ulrich Niggemann* (Marburg) referierte zum Thema *Wissens- und Kulturtransfer durch importierte Militäreliten? Das Beispiel der Hugenottenoffiziere*. Sein Ziel war es, die Dekonstruktion des unhinterfragten Narrativs einer *säkularen Heilsgeschichte* der Hugenotten im Kontext englischer Militärgeschichte anzuregen. So sei die personelle Durchdringung der englischen Armee durch die Exilanten wesentlich geringer gewesen als gemeinhin dargestellt. Auch müsse die ihnen zugesprochene hohe Mobilität sowie ihre Wissensbestände von der speziellen Gruppe entkoppelt werden. Die Veränderungen des Kriegswesens seien nach *Niggemann* vorwiegend Resultat der Reformen Cromwells, Erfahrungsgewinne durch Kriege auf dem Kontinent sowie dem starken Einfluss Wilhelms von Oranien. Im abschließen-

den Gespräch mit den Tagungsteilnehmern wurden viele Aussagen bestätigt, insbesondere dass Wissensbestände in der Frühen Neuzeit eher fluid und unsystematisch waren und daher kaum monopolisiert werden konnten.

Diesen Beiträgen war gemein, dass auch Personengruppen der militärischen Sphäre Wissen im Sinne der Aufklärung nutzbar machten und verbreiteten, dabei allerdings nie die alleinige Deutungshoheit inne hatten.

In der vierten Sektion hingegen stand nicht die Person, sondern die Institution obrigkeitlich bestimmten Wissens als Akteur im Mittelpunkt. Anpassung an deren geltende Wissensnormen steigerte sich innerhalb militärischer Lebenswelten zu einem immer bedeutenderen Distinktionsmittel. Die Ausführungen von *Thomas Weißbrich* (Berlin) über *Militärische Wissenskulturen und visuelle Medien in der Frühen Neuzeit* zeigte dies, da er die Bedeutung von Wissensvermittlung durch Bilder anhand der Kategorien Imagination, Abstraktion und Repräsentation umriss. Durch die imaginierende Funktion der Darstellungen sollte, nach *Weißbrich*, dem Betrachter der idealtypische Ablauf militärischer Handlungen verdeutlicht werden, damit dieser ihn in der Praxis vermitteln und anwenden konnte. Weiterhin sei Abstraktion, am Beispiel vereinfachter Truppendarstellungen, durch die militärtaktischen Neuerungen der Oranischen Heeresreform nötig geworden. Sie machte Wissen mitteilbar und einprägsam. Repräsentative Darstellungen schließlich waren, so der Referent, eine weitere Ausprägung des visuellen Wandels, deren primäre Aufgabe in der Vermittlung von Norm und Wissen lag. Dabei richteten sie sich meist nicht an eine breite Öffentlichkeit.

*Carmen Winkel* (Potsdam) sprach über *Das Regiment als Sozialisationsinstanz für den deutschen Hochadel*. Einleitend betonte sie die besonders hohe Dichte der aus reichsfürstlichen Dynastien entstammenden Generäle innerhalb der preußischen Militärführung und interpretierte die militärische Ämterverleihung als Bindemittel des Adels. Ab-

weichend von anderen Territorien wurde in Preußen allerdings die ständige Anwesenheit und persönliche Ausführung der Position erwartet. Titel und Geburt wurden im Dienst somit von Friedrich II. geringer geschätzt als das Erlernen der Kompetenz im Heer, was der Einführung in die *militärischen Eliten* dienen sollte. Die Sozialisation der hochadligen Offiziere aber funktionierte nicht ausschließlich über militärische, sondern auch über höfische Kanäle. Dementsprechend befassten sich die Diskussionsteilnehmer in einer angeregten Debatte hauptsächlich mit den Verhältnissen der unterschiedlichen Personengruppen zueinander sowie der bewussten Nutzung von Nähe und Peripherie zum Potsdamer Hof.

Ebenfalls in ihrer Funktion als Sozialisationsinstanz widmete sich *Frederic Groß* (Tübingen) in *Von einer Militärakademie zur herzoglichen Vorzeigeuniversität – Institutionen, Personal und Lehrinhalte der Hohen Karlsschule in Stuttgart (1770–1794) im Wandel* eben dieser Institution. Als zentrale These arbeitete er dabei heraus, dass die zunächst als Bildungsanstalt für Soldatenkinder gegründete Schule von Herzog Carl Eugen gezielt zu einer Militärakademie und Universität ausgebaut worden sei, um ein Gegengewicht zur württembergischen Landesuniversität Tübingen zu schaffen. Dies verschärfte das bereits bestehende Konkurrenzverhältnis zwischen Landesherrn und Landständen, die nicht zu Unrecht eine allein durch den (katholischen) Landesherrn kontrollierte Heranziehung fürstentreuer Eliten und deren Dominanz in Staatsämtern fürchteten. Die Lehrinhalte orientierten sich an den Idealen aufgeklärter Nützlichkeit und umfassten eine große Bandbreite an wissenschaftlichen Fächern, auf denen ein innovativer Militärunterricht aufbaute.

Die Tagung hatte das Ziel, die Verknüpfungen von Bildung, Wissenschaft und Militär in der Frühen Neuzeit aufzuzeigen. Dabei wurde deutlich, dass diese drei Felder wesentlich stärker miteinander verzahnt waren als bislang angenommen. Dennoch dürfen viele der Vorträge nicht als abschließende Ergebnisse der Erforschung dieses Themenkomplexes, sondern im Gegenteil als deren Beginn verstanden

werden. Als vorläufiges Fazit aber wurde betont, dass nicht nur das Militär selbst, sondern auch und besonders das militärische Wissen sehr heterogen war und sich allzu simplen Klassifizierungen entzieht. Das gleichberechtigte Nebeneinander verschiedenster Wissensarten und ihrer Träger muss somit als charakteristisch für das frühneuzeitliche Militärwesen gelten.

Die Ergebnisse der Tagung werden in einem Band in der Schriftenreihe des AMG: *Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit* publiziert.

*Sven Petersen, Stefan Droste*

Begleitet wurde die Tagung durch die Verleihung der ersten, mit jeweils 1.500 Euro dotierten Hannelore-Otto-Preise an drei hervorragende Magister-, Master- oder Staatsexamensarbeiten. Die Preisträger sind:

*Steffen Leins* (Tübingen): *»Pecunia nervus belli« – das Prager Münzkonsortium von 1622/23. Über Möglichkeiten und Grenzen privater Kriegsfinanzierung im 17. Jahrhundert.*

*Sune Erik Schlitte* (Göttingen): *Die Propaganda des Britischen Empire. Koloniale Helden und ihre Visualisierung im Langen 18. Jahrhundert.*

*Karsten Süß* (Potsdam): *»Mit gefangen, mit gehangen«: Verfolgung von Deserteurshelfern in Brandenburg-Preußen im 18. Jahrhundert.*

## Tagungsberichte

Tagungsbericht *War, the State and Entrepreneurs in Early Modern Europe* vom 1. Dezember bis 2. Dezember 2011 in Brüssel. Veranstaltet von Hans Cools (Leuven), Marjolein 't Hart (Amsterdam), Markus Meumann (Halle), Rafael Torres Sánchez (Pamplona), Griet Vermeesch (Brüssel) und René Vermeir (Gent)

Dass mit Wallensteins Ermordung in Eger Anfang 1634 die Götterdämmerung des spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Kriegsunternehmertums heraufzog und die europäischen Fürsten fortan beliebten, ihre Kriege mithilfe der durch staatliche Strukturen aufgebrachten und unterhaltenen Stehenden Heere zu führen, ist ein seit dem 19. Jahrhundert gepflegter Topos der europäischen, vor allem aber der deutschsprachigen Historiographie, an dem auch Fritz Redlichs vor bald 50 Jahren erschienene Pionier-Studie *The German Military Enterpriser and his Workforce* (1964/65) nichts geändert hat. Auch das in den letzten Jahren merklich gewachsene Interesse an der zu beobachtenden „Re-Privatisierung des Krieges“ hat eher noch dazu geführt, dieses Klischee zu verfestigen, indem Medien und Wissenschaft vielfach die vermeintlichen Parallelen zwischen den aktuellen „Neuen Kriegen“ und der Zeit der italienischen Renaissance bzw. des Dreißigjährigen Krieges betont und damit die Vorstellung einer dazwischenliegenden, mehr als dreihundertjährigen Periode ausschließlich staatlich organisierter Kriegführung gefestigt haben.

Dabei bedienten sich Europas Staaten auch nach dem Westfälischen Frieden zur Finanzierung der immer größer werdenden Kriege und zur Ausrüstung ihrer Armeen in großem Stil (privat-) unternehmerischer Unterstützung, wie eine in belgisch-niederländisch-spanisch-deutscher Kooperation konzipierte und von mehreren belgischen und niederländischen Institutionen großzügig geförderte internationale Tagung zum Thema *War, The State and Entrepreneurs in Early Modern Europe* gezeigt hat, die am 1. und 2. Dezember 2011 in der Königlich-Belgischen Akademie der Wissenschaften und Künste in Brüssel stattfand. Trotz des zeitlich weiter ausgreifenden Titels lag das Augen-

merk der meisten Beiträge, die überwiegend um westeuropäische Beispiele (England, Frankreich, Niederlande mitsamt der überseeischen Besitzungen und Einflussgebiete) kreisten, nämlich mehrheitlich auf dem letzten Drittel des 17. und dem 18. Jahrhundert, also der Zeit, die auch bei Redlich nur als *Decay and Demise of Military Entrepreneurship* erscheint.

In seiner *keynote lecture* rekapitulierte *David Parrott* (Oxford) zunächst noch einmal die Ursachen der anhaltenden historiographischen Vernachlässigung des Themas. Dazu zähle namentlich die moralische Verurteilung von Söldnern und Kriegsunternehmern, die im Verein mit staatszentrierten Forschungskonzepten in der Nachfolge Otto Hintzes – hier ist an erster Stelle die fast 40 Jahre währende Fokussierung der internationalen Forschung auf die sogenannte *Militärische Revolution* zu nennen – dafür gesorgt habe, dass privates Unternehmertum in diesem Bereich vorschnell für ineffizient erklärt und positive Aspekte systematisch negiert wurden. Tatsächlich aber hätten die europäischen Staaten der frühen Neuzeit keineswegs die Mittel besessen, aus dem Stand die zum Unterhalt der Stehenden Heere notwendigen Strukturen zu schaffen, sondern seien geradezu darauf angewiesen gewesen, bestehende politische und wirtschaftliche Gegebenheiten zu nutzen, um ihre Fähigkeiten zur Kriegführung und den Zugriff auf die Ressourcen ihrer Länder und Bevölkerungen zu erhöhen. Heeresunternehmer im Sinne von Regimentsinhabern (*proprietors*) seien daher nur die sichtbaren *keyfigures* dieses von Parrott in Anlehnung an Geoffrey Parker als *military devolution* bezeichneten Systems gewesen; dahinter hätten jedoch ganze Netzwerke privater Finanziers und Heereslieferanten gestanden, die auch nach dem Dreißigjährigen Krieg weiter Bestand gehabt hätten. Das System der privaten Heeresunternehmer sei daher nach 1648 nicht etwa durch staatliche Kontrolle und Zentralisierung ersetzt worden, sondern durch das *outsourcing* von Versorgung und Ausrüstung: *Public-private partnership is at the heart of the fiscal-military state.*

Die erste Sektion unter der Leitung von *Marjolein 't Hart* (Amsterdam) näherte sich diesem Phänomen unter dem Titel *Entrepreneurs within state structures*. Dabei gewährte eingangs *Rhodas Murphey* (Birmingham) in seinem Vortrag über *Forms used for the incentivizing of commanders and their troops in the Ottoman military system of the 16<sup>th</sup> and 17<sup>th</sup> centuries* zunächst Einblick in ein bislang in der westeuropäischen Geschichtswissenschaft wenig diskutiertes Beispiel. Das Osmanische Reich verfügte zu Beginn der Frühen Neuzeit über ein relativ gut ausgebautes, zentralisiertes Nachschubsystem, welches die ausreichende Versorgung der Truppen in der Regel sichern konnte. Flankierend wurden bei längeren Feldzügen oder besonders gefährlichen Einsätzen Anreize für die Soldaten und Offiziere in Form von Sonderzahlungen und Beförderungen geschaffen. Insbesondere die kampfscheidende große Loyalität und Leistungsfähigkeit der Elitetruppen, der Janitscharen, beruhte auf verlässlichen Standards von Belohnung und Erholungsphasen sowie der Versorgung von Angehörigen im Todesfall. Dieses System war so lange stabil, wie die Feldzüge der Osmanen weitgehend erfolgreich waren, und brach in dem Moment zusammen, als nichts mehr erobert oder erbeutet werden konnte, was hätte verteilt werden können. Als Wendepunkt benannte Murphey den Verlust der ungarischen Hauptstadt Buda im Jahre 1686 und die anschließenden Misserfolge im sogenannten Großen Türkenkrieg.

In ihrem mit *The prince as a military entrepreneur?* überschriebenen Referat beschäftigte sich sodann *Andrea Thiele* (Halle) mit der Aufstellung sogenannter *Holländischer Regimente* durch das thüringische Kleinfürstentum Sachsen-Gotha und fragte dabei jenseits des Klischees vom absolutistischen „Soldatenhandel“ nach den Motivationen der Gothaer Herzöge für ihr militärisches Engagement in Gestalt der Bereitstellung von Subsidentruppen für die Niederlande, die sie von ca. 1670 bis in die 1730er Jahre verfolgte. Neben politischen (Gotha als armer Reichsstand), konfessionell-kulturellen (Reisen und Kontakte der Fürsten in die Niederlande) und dynastisch-familiären Motiven (Hochzeiten und Patenschaften) spielten dabei vor

allem auch Profitstreben und Gewinnerwartungen eine Rolle, wobei äußerst fraglich ist, ob sich diese Hoffnungen auch tatsächlich erfüllten. Ein Blick auf die Finanzierung dieser Regimenter, die Thiele im zweiten Teil ihres Vortrages anhand dreier Beispiele näher beleuchtete, zeigt jedenfalls, dass die Truppen in der Regel von den Fürsten durch Anleihen – sei es im eigenen Territorium, sei es in den Niederlanden – vorfinanziert werden mussten, was zu einer Reihe von Komplikationen führte und den vorläufigen Schluss nahelegt, dass die Kosten zu wesentlichen Teilen von den Gothaer Herzögen selbst getragen werden mussten.

Unter der Überschrift *The grip of the state?* fragte schließlich *Thomas Goossens* (Brüssel) am Beispiel von *Government control over provision of the army in the Austrian Netherlands (1725–1744)* nach der grundsätzlichen Fähigkeit des Staates, die Organisation von Kriegführung und Truppenversorgung zu monopolisieren. Die österreichische Verwaltung in den südlichen Niederlanden, die zunächst das im Kern aus spanischer Zeit stammende bestehende Versorgungssystem übernommen hatte, unternahm zu diesem Zweck seit 1725 ernstzunehmende Reformanstrengungen, die neben einer Umstrukturierung der Truppenkörper auch eine Verbesserung der Versorgung mit Brot und Viehfutter zum Ziel hatten. Da es jedoch an den nötigen finanziellen Mitteln fehlte, um die Versorgung der Armee in staatlicher Verantwortung zu organisieren, wurde schließlich 1726 ein *entrepreneur général des pains et fourages* eingesetzt. Da nur wenige Unternehmer in der Lage waren, die damit verbundenen beträchtlichen finanziellen Lasten zu schultern und die dazugehörigen Risiken einzugehen, bedeutete dies, dass sich die Behörden in der Frage der Armeeverversorgung letztlich weitgehend von diesem Generalunternehmer abhängig machten.

Den Sektionskommentar sprach *René Vermeir* (Gent), der anschließend auch die Leitung der zweiten, von *Markus Meumann* (Halle) kommentierten Sektion übernahm. Diese beschäftigte sich unter dem Titel *Entrepreneurs and the market for military supply* schwerpunktmä-

ßig mit den Unternehmern selbst. *Rafael Torres-Sánchez* (Pamplona) zeigte in seinem Vortrag über Spanien im 18. Jahrhundert, dass es im Zuge der enormen militärischen Anstrengungen (die spanische Marinekapazität überstieg in den 1780er Jahren sogar diejenige Frankreichs) zu einer merklichen „Nationalisierung“ des Kriegsunternehmertums kam: Waren es im 16. und 17. Jahrhundert mehrheitlich „Ausländer“ (v. a. Flamen) gewesen, die als Unternehmer und Finanziere für die spanische Krone tätig waren, traten nach dem Spanischen Erbfolgekrieg mehr und mehr Spanier an deren Stelle. Eine Ursache dafür war natürlich der Verlust der südlichen Niederlande und der dort basierten Flandernarmee, die Spanien für ausländische Unternehmer weniger attraktiv machte; hinzu kamen jedoch auch merkantilistische Ideen, die forderten, dass Spanien seinen militärischen Bedarf aus dem eigenen Land bzw. den überseeischen Besitzungen decken müsse, was zunehmend mittels lokaler Unternehmer und Netzwerke gelang.

*Stephen Conway* (London) zeigte in seinem Vortrag über *Entrepreneurs and the recruitment of the British Army, 1775–1783* eine ähnliche Entwicklung auf. Auch bei der Rekrutierung britischer Truppen für Nordamerika kamen sukzessiv unterschiedliche Typen von Kriegsunternehmern zum Einsatz: In den ersten Jahren des Krieges, zu dessen Beginn nur rund 8.000 reguläre britische Soldaten in Nordamerika stationiert waren, zählten dazu vor allem ausländische Offiziere, insbesondere Deutsche und Schweizer. Diese warben Rekruten in ihren Heimatländern, die in bestehende britische bzw. z. T. auch hannoversche Regimenter eingegliedert wurden, da man die Anwerbung kompletter Regimenter aus verschiedenen Gründen zu vermeiden suchte. Dieses Rekrutierungsverfahren erwies sich aber bald als zu ineffektiv, um den steigenden Truppenbedarf im weiteren Kriegsverlauf zu decken. Seit 1777 wurden daher zunehmend ganze Regimenter und Truppenteile neu aufgestellt, teils mit Unterstützung größerer Städte wie Birmingham, Leeds oder Liverpool, teils unter Zuhilfenahme großer Landbesitzer v. a. aus den schottischen Highlands und Irland. Als Motivation für deren Engagement sind

neben Loyalitätsbezeugungen gegenüber der Krone (insbesondere im Falle der Schotten nach dem gescheiterten Aufstand von 1746) vor allem materielle Gewinnerwartungen anzusetzen, die angesichts der schwierigen wirtschaftlichen Lage infolge des Krieges den Ertrag der adligen Grundbesitzer erhöhen sollten. Dies zeigt sich auch an dem Umstand, dass keineswegs in feudaler Tradition vorwiegend die eigenen Gefolgsleute und Pächter rekrutiert wurden, sondern im Gegenteil Ortsfremde und zum Teil sogar ausländische Söldner.

Die anderen beiden Referate der Sektion beschäftigten sich schwerpunktmäßig mit den Fragen von Ausrüstung und Versorgung. *Johann von Diest* (Potsdam) nahm in seinem Vortrag über die Belieferung der 1723 unter Friedrich Wilhelm I. gegründeten, von den Bankiers David Splitgerber und Gottfried Adolf Daum betriebenen *Königlichen Gewehrfabrik* in Potsdam und Spandau mit Feuer- und Bauholz das komplexe Verhältnis von privatem Unternehmertum und merkantilistischer Wirtschaftspolitik in den Blick. So sorgten ausgerechnet die königliche Privilegierung der Fabrik und die damit verbundenen Zulieferungen von Feuerholz aus den königlichen Wäldern für langwierige Streitigkeiten zwischen den beiden Unternehmern auf der einen und den landesherrlichen Behörden, hier repräsentiert durch die Kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer und den Oberforstmeister, auf der anderen Seite. Diese kamen solchen Zusicherungen offensichtlich nur ungern nach bzw. konnten ihnen aus materialen Gründen nicht nachkommen, worin sich die anhaltende Dysfunktionalität eines solchen *public-private partnership* unter den Bedingungen des Merkantilismus offenbart.

Eine Analyse eines regionalen Versorgungsmarktes am Beispiel der Belieferung der Truppen mit *Feuer* (Holz und Kohle) und *Licht* (Kerzen) unternahm schließlich *Jeffrey Fynn-Paul* (Brüssel) in seinem Vortrag über *Military supply in the duchy of Brabant during the Nine Years' War and the War of the Spanish Succession (1688–1714)*, den er unter den Obertitel *To serve many masters* stellte. Obwohl die zwischen Brüssel im Süden und Antwerpen gelegene Provinz im Laufe des

Spanischen Erbfolgekrieges mehrere Herrschaftswechsel bzw. militärische Besetzungen erlebte, kam es dadurch nicht etwa zu einem Zusammenbruch der Armeeversorgung, sondern im Gegenteil zu einer Effizienzsteigerung des von lokalen Unternehmern getragenen Versorgungssystems. Während die Aufbringung der seitens der Brabanter Stände zu erbringenden Naturalleistungen und Dienste unter der bis 1702 währenden spanischen Herrschaft hochgradig dezentral organisiert war und die Bevölkerung oft Jahre, zum Teil sogar Jahrzehnte auf die versprochene Bezahlung für ihre Leistung warten musste, nahmen die Franzosen während ihrer Herrschaft 1702 bis 1706 erste Schritte zu einer Zentralisierung vor. Sie auktionierten nämlich den Bedarf für die Winterquartiere bereits im Sommer an die Lieferanten – ein System, das von den englisch-niederländischen Truppen und später auch den Österreichern übernommen wurde. Zu einer weitreichenden Effizienzsteigerung kam es aber vor allem unter der englisch-niederländischen Besetzung 1706 bis 1716 durch die Übertragung der gesamten Versorgung an einen *entrepreneur général*, der diese mithilfe von regionalen und lokalen Subunternehmern gewährleistete, wobei vor allem die zügigere Bezahlung der erbrachten Leistungen, die sich günstig auf den Preis auswirkte, eine entscheidende Rolle spielte.

Während die zweite Sektion angesichts des breiten Spektrums der Betätigungsfelder und der sozialen Stratifikation der daran beteiligten Unternehmer die Frage nach der inhaltlichen Tragweite und analytischen Tragfähigkeit des Unternehmerbegriffs aufgeworfen hatte, zeichnete sich die dritte Sektion, *Entrepreneurs and war finance*, dank ihrer thematischen Fokussierung durch weitgehende Kohärenz und Vergleichbarkeit zwischen den Referaten aus. Zunächst examinierte Aaron Graham (Oxford) die Rolle semiprivate Unternehmer für die britische Truppenfinanzierung während des Spanischen Erbfolgekrieges am Beispiel von James Brydges, 1<sup>st</sup> Duke of Chandos, *Paymaster-General of the Forces Abroad* von 1705 bis 1713. Dieser sicherte die Soldzahlungen für die britische Armee und ihre (vorwiegend deutschen) Subsidientruppen in den Niederlanden, d. h. er finanzierte sie auf eigenes Risiko und eigene Kosten vor, wofür er entsprechen-

de Gratifikationen erhielt. Die zentrale Bedeutung Brydges' für die Bezahlung der britischen Truppen nahm Graham zum Anlass, sich deutlich von der These abzusetzen, der Erfolg der britischen Truppen sei erhöhter staatlicher Effizienz infolge der Finanzreformen der 1690er Jahre zu verdanken; vielmehr sei es Brydges gelungen, durch unternehmerische Aktivitäten Lücken in der staatlichen Finanzierung zu schließen, wofür er sich vorwiegend privater Netzwerke und Kontakte bedient habe. Öffentlicher und privater Nutzen hätten sich in dieser Form semiprivaten Unternehmertums somit überschritten bzw. wechselseitig in die Hände gearbeitet, wodurch es gelungen sei, die negativen Auswirkungen längerer Soldausfälle zu vermeiden.

Anschließend nahm *Carlos Álvarez Nogal* (Madrid) die Finanzierung der Garnisonen auf der spanischen Halbinsel im 17. Jahrhundert in den Blick. Während diesen vor 1635 wegen des überwiegend auswärtigen militärischen Engagements der spanischen Armee seitens der Krone nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt worden war, ließ es der Krieg mit Frankreich nötig erscheinen, die Garnisonen v. a. entlang der Pyrenäen zu verstärken. Um die dafür nötigen finanziellen und personellen Ressourcen zu mobilisieren, setzte die Krone angesichts ihrer gravierenden Finanzprobleme auf das Engagement privater Unternehmer (wie der Krieg mit Frankreich überhaupt zu einer starken Privatisierung von Kriegsfinanzierung und Armeerversorgung führte). Der Unterhalt der garnisonierten Truppen wurde über eine zentrale Kasse, die *factoría*, abgewickelt, die an einen privaten Bankier verpachtet wurde, der dafür die Einnahmen aus verschiedenen Steuern erhielt. Auf Dauer erwies sich dieses System allerdings als ungeeignet, da die *factoría* auf der einen Seite immer auch anderweitige Finanzierungslücken schließen musste und auf der anderen Seite die Steuereinnahmen schwankten.

Im dritten Vortrag der Sektion - *Agency government in Louis XIV's France: the military treasurers of the elite forces* - ging *Guy Rowlands* (St. Andrews) von der Überlegung aus, ob frühneuzeitliche Staaten angesichts kleiner Verwaltungsapparate mit nur geringem und we-

nig professionalisiertem Personal überhaupt die Möglichkeiten bzw. die notwendigen Fähigkeiten besaßen, größere Summen für die Kriegs- und Armeefinanzierung aufzubringen, und ob sich insofern überhaupt die Frage nach einer Alternative zur Mobilisierung unternehmerischer Ressourcen durch den Staat stelle. Insbesondere habe es Staaten am nötigen Wissen über geeignete Netzwerke gefehlt, zu deren Nutzung sie also geradezu auf private Unternehmer zurückgreifen *mussten*, wie Rowlands im Folgenden am Beispiel der bislang von der Forschung kaum beachteten Bezahlung der Elitetruppen Ludwigs XIV. verdeutlichte, die über eine Reihe unterschiedlicher Kassen und Institutionen erfolgte. Die damit beauftragten *trésoriers* waren oft zugleich auch in anderen Kontexten als Steuerpächter (*fermiers*) oder Heereslieferanten (*entrepreneurs*) tätig und vermengten so „staatliche“ Aufgaben und unternehmerisches Engagement bzw. Risiko, nicht selten zu Lasten der königlichen Kassen. *Joost Jonker* (Utrecht) stellte in seinem Sektionskommentar aus wirtschaftswissenschaftlicher Perspektive kritische Fragen an die Historiker bezüglich der von ihnen benutzten Terminologie und warnte vor einer normativen Betrachtungsweise.

Die vierte Sektion *Entrepreneurs and naval warfare* widmete sich schließlich dem Bau und der Ausrüstung von (Kriegs-) Schiffen, die aufgrund der hohen Kosten noch in weit größerem Maße als die Kriegführung an Land von der Mitwirkung privater Unternehmer abhängen – ein Thema, das gerade für die westeuropäischen Seemächte England/Großbritannien und Niederlande im 17. und 18. Jahrhundert von herausragender Bedeutung war, dessen ungeachtet aber infolge mehrerer kurzfristiger Absagen nur in zwei Vorträgen behandelt wurde: *Helen Paul* (Southampton) beschäftigte sich unter der von Patrick O’Brien inspirierten Überschrift *The Fiscal-Naval State* mit den Zulieferern der Royal African Company (RAC), einer privaten Handelsgesellschaft, die jedoch Aufgaben in „staatlichem Auftrag“ übernahm und eng mit der Royal Navy kooperierte. Auf Basis der Protokollbücher der RAC aus den Jahren 1703 bis 1715 stellte sie erste Ergebnisse einer prosopographischen Auswertung der

mit der Gesellschaft verbundenen Unternehmer vor. *Pepijn Brandon* (Amsterdam) gab in seinem *Global power, local connections: Dutch Admiralties and their supply networks* betitelten Vortrag einen instruktiven Überblick über die dezentrale Organisation der niederländischen Seestreitkräfte, die von fünf autonomen, in Verantwortung der Provinzen liegenden Admiralitäten gelenkt wurden, deren Angehörige ihrerseits den wirtschaftlichen und politischen Eliten der Niederlande entstammten und mit zahlreichen anderen wirtschaftlichen Institutionen wie der niederländischen Ostindienkompanie verflochten waren. Die enge Verbindung zwischen „staatlicher“ Aufgabe und Handel bzw. Unternehmertum, die in der Literatur häufig als Zeichen von Korruption gedeutet wurde, habe jedoch, so Brandon, im Gegenteil dafür gesorgt, dass die Admiralitäten ihrer Aufgabe effektiver nachkommen konnte als die vorwiegend auf Patronageverhältnissen beruhenden Marineverwaltungen Frankreichs oder Spaniens, indem sie enge Verbindungen zwischen bürokratisch-„staatlichen“ Strukturen und den für Ausrüstung und Versorgung notwendigen Märkten herstellten. Kommentiert wurden die beiden Vorträge von *Victor Enthoven* (Amsterdam).

Abschließend unternahm *Marjolein 't Hart* den Versuch, die zahlreichen Facetten der Referate entlang der Pole *state, market* und *international threat* zusammenzufassen, und eröffnete damit die Schlussdiskussion. Ein Tagungsband ist in Vorbereitung.

*Markus Meumann*

## Autorenverzeichnis

*Eberhard Birk*, Offizierschule der Luftwaffe Fürstenfeldbruck, E-Mail: EberhardBirk[at]bundeswehr.org

*Stefan Droste*, Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte Göttingen, E-Mail: stefan.droste[at]stud.uni-goettingen.de

*Frederic Groß*, Tübingen, E-Mail: frederic.gross[at]gmx.net

*Bernhard R. Kroener*, Lehrstuhl für Militärgeschichte/Kulturgeschichte der Gewalt, Universität Potsdam, E-Mail: zellner[at]uni-potsdam.de

*Markus Meumann*, Interdisziplinäres Zentrum für die Erforschung der Europäischen Aufklärung, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, E-Mail: markus.meumann[at]izea.uni-halle.de

*Sven Petersen*, Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte Göttingen, E-Mail: sven.petersen[at]stud.uni-goettingen.de

*Oleg Rusakovskiy*, Fachbereich Geschichtswissenschaft der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, E-Mail: ruso0504[at]gmail.com

*Ojārs Spārītis*, Kunstakademie Lettland, Fachbereich Kunstgeschichte, Riga, E-Mail: osparitis[at]gmail.com

*Shinko Taniguchi*, Waseda University, Faculty of Letters, Arts and Sciences, Tokio, E-Mail: shusakaguchi[at]nifty.com

## Veröffentlichungen des AMG

Bernhard R. Kroener, Ralf Pröve (Hrsg.), *Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit*, Paderborn 1996, 356 S., € 8.90 [ISBN 3-506-74825-4].

Karen Hagemann, Ralf Pröve (Hrsg.), *Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger. Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel*, Frankfurt am Main 1998 (= *Geschichte und Geschlechter*, Bd. 26), 368 S., € 39.90 [ISBN 3-593-36101-9].

Seit 2000 verfügt der Arbeitskreis über die Schriftenreihe:  
**Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit:**

Bd. 1: Stefan Kroll, Kersten Krüger (Hrsg.), *Militär und ländliche Gesellschaft in der frühen Neuzeit*, Münster u. a. 2000, 390 S., € 25.90 [ISBN 3-8258-4758-6].

Bd. 2: Markus Meumann, Ralf Pröve (Hrsg.), *Herrschaft in der Frühen Neuzeit. Umriss eines dynamisch-kommunikativen Prozesses*, Münster u. a. 2004, 256 S., € 25.90 [ISBN 3-8258-6000-0].

Bd. 3: Markus Meumann, Jörg Rogge (Hrsg.), *Die besetzte res publica. Zum Verhältnis von ziviler Obrigkeit und militärischer Herrschaft in besetzten Gebieten vom Spätmittelalter bis zum 18. Jahrhundert*, Münster u. a. 2006, 416 S., € 40.90 [ISBN 3-8258-6346-8].

Bd. 4: Michael Kaiser, Stefan Kroll (Hrsg.), *Militär und Religiosität in der Frühen Neuzeit*, Münster u. a. 2004, 352 S., € 25.90 [ISBN 3-8258-6030-2].

Bd. 5: Matthias Rogg, Jutta Nowosadtko (Hrsg.) unter Mitarbeit von Sascha Möbius, »Mars und die Musen«. *Das Wechselspiel von Mili-*

## *Veröffentlichungen*

tär, Krieg und Kunst in der Frühen Neuzeit, Münster u. a. 2008, 408 S., € 59.90 [ISBN 978-3-8258-9809-1].

Bd. 6: Sebastian Küster, Vier Monarchien – Vier Öffentlichkeiten. Kommunikation um die Schlacht bei Dettingen, Münster u. a. 2004, 560 S., € 45.90 [ISBN 3-8258-7773-6].

Bd. 7: Beate Engelen, Soldatenfrauen in Preußen. Eine Strukturanalyse der Garnisonsgesellschaft im späten 17. und 18. Jahrhundert, Münster u. a. 2005, 672 S., € 59.90 [ISBN 3-8258-8052-4].

Bd. 8: Ursula Löffler, Vermittlung und Durchsetzung von Herrschaft auf dem Lande. Dörfliche Amtsträger im Erzstift und Herzogtum Magdeburg, 17.-18. Jahrhundert, Münster u. a. 2005, 256 S., € 24.90 [ISBN 3-8258-8077-X].

Bd. 9: Matthias Asche, Michael Herrmann, Ulrike Ludwig, Anton Schindling (Hrsg.), Krieg, Militär und Migration in der Frühen Neuzeit, Münster u. a. 2008, 344 S., € 29.90 [ISBN 978-3-8258-9863-6].

Bd. 10: Ewa Anklam, Wissen nach Augenmaß. Militärische Beobachtung und Berichterstattung im Siebenjährigen Krieg, Münster u. a. 2008, 312 S., € 29.90 [ISBN 978-3-8258-0585-2].

Bd. 11: Ralf Pröve, Lebenswelten. Militärische Milieus in der Neuzeit. Gesammelte Abhandlungen, Münster u. a. 2010, 222 S., € 29.90 [ISBN 978-3-643-10768-8].

Bd. 12: Anuschka Tischer, Offizielle Kriegsbegründungen in der Frühen Neuzeit. Herrscherkommunikation in Europa zwischen Souveränität und korporativem Selbstverständnis, Münster u. a. 2012, 338 S., € 29.90 EUR, [ISBN 978-3-643-10666-7].

## *Veröffentlichungen*

Bd. 13: (Ankündigung) Matthias Meinhardt, Markus Meumann (Hrsg.), Die Kapitalisierung des Krieges. Kriegsunternehmer in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, Münster u. a. 2012, 408 S., € 39.90 [ISBN 978-3-643-10108-2].

Bd. 14 (Ankündigung) Diethelm Klippel, Jutta Nowosadtko (Hrsg.), Militär und Recht in der Frühen Neuzeit, Münster u. a. 2012.



**Die Alpen im Kalten Krieg.**  
Historischer Raum, Strategie  
und Sicherheitspolitik

In Zusammenarbeit der Landes-  
verteidigungsakademie Wien und  
des Militärhistorischen  
Forschungsamtes, Potsdam,  
herausgegeben von Dieter Krüger  
und Felix Schneider

München: Oldenbourg 2012

414 S.  
(= Beiträge zur Militärgeschichte, 71)

39,80 Euro  
ISBN 978-3-486-58817-0

Mehr als 20 Jahre nach dem offiziellen Ende des Kalten Krieges ist es erstmals möglich, aufgrund neu zugänglicher Quellen gesicherte Aussagen über Kriegspläne und Strategien der NATO und des Warschauer Paktes zu treffen. Der vorliegende Sammelband fragt nach der geostrategischen und geopolitischen Rolle des Alpenraumes in dieser Epoche. Er nimmt dabei nicht nur die neutralen Alpenländer Schweiz und Österreich sowie das blockfreie Jugoslawien in den Blick, sondern auch die Alpenstaaten und NATO-Mitgliedsländer Bundesrepublik Deutschland und Italien.

Die innovative Bedeutung der hier versammelten Beiträge liegt in der vergleichenden Betrachtung der sicherheitspolitischen Probleme der Alpenländer vor dem Hintergrund ihrer geografischen und militärischen Voraussetzungen im bipolaren Zeitalter. Dadurch verbindet sich die Darstellung zu einzelnen Ländern mit den übergreifenden Linien des globalen Konflikts. Der Band trägt zudem zur Erforschung des Kalten Krieges weit über rein militärische Aspekte hinaus bei.



### **Militär in Deutschland und Frankreich 1870-2010.**

Vergleich, Verflechtung und Wahrnehmung zwischen Konflikt und Kooperation

Im Auftrag des Deutschen Historischen Instituts Paris und des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes, Potsdam, herausgegeben von Jörg Echternkamp und Stefan Martens

Paderborn [u.a.]: Schöningh 2012

VIII, 201 S.

27,90 Euro  
ISBN 978-3-506-77336-4

Renommierte Fachwissenschaftler aus Deutschland und Frankreich werfen einen grenzüberschreitenden Blick auf das deutsche und französische Militär der vergangenen anderthalb Jahrhunderte. Sie widmen sich den spezifischen Kontakten der Soldaten beider Seiten mit dem Gegner dreier Kriege, und befassen sich mit der vielfältigen militärischen und zivil-militärischen Kooperation zwischen Deutschland und Frankreich. Deutlich wird zudem die Bedeutung der Wahrnehmung der jeweils anderen Seite (z.B. ihrer Militärtheorie oder Wehrverfassung). Methodisch zeigt der Band, welche zusätzlichen Erkenntnisgewinn vergleichs- und verflechtungsgeschichtliche Ansätze für die Militärgeschichte erbringen können.

Die Publikation ist aus der Tagungsreihe der »Rencontres franco-allemandes d'histoire militaire« hervorgegangen, die das Centre d'études d'histoire de la défense (Vincennes), das Deutsche Historische Institut Paris und das Militärgeschichtliche Forschungsamt (Potsdam) seit 2006 regelmäßig durchführen.



## Rüdiger Bergien

### **Die bellizistische Republik. Wehrkonsens und »Wehrhaftmachung« in Deutschland 1918–1933**

Herausgegeben mit Unterstützung  
des Militärgeschichtlichen  
Forschungsamtes, Potsdam

München: Oldenbourg 2012

452 S.  
(= Ordnungssysteme - Studien zur  
Ideengeschichte der Neuzeit, 35)

59,80 Euro  
ISBN 978-3-486-59181-1

Die geheime Aufrüstung der Weimarer Republik basierte auf einem lagerübergreifenden Wehrkonsens. Von den Republikanern in den Krisen der ersten Jahre zunächst als Form des Republiksschutzes mitgetragen, wurde die Unterstützung der »schwarzen Rüstungen« zu einem Element der Weimarer Staatsraison, die auch für die Republikaner verbindlich blieb – selbst dann, als die geheime personelle Rüstung, etwa in Gestalt der Grenzschutzmilizen im preußischen Osten, zur Hochburg eines rechtsradikalen und staatsfeindlichen Paramilitarismus wurde. Der Autor rekonstruiert erstmals die umfassende Unterstützung der Geheimirüstung durch Politik und Verwaltung und belegt die Existenz eines »deep state«, eines durch die zivil-militärische Rüstungskoooperation konstituierten »Tiefenstaats«, der zwar in der republikanischen Ordnung verankert war, aber außerhalb ihrer Normen und Gesetze agierte. Schließlich verortet sie diesen Wehrkonsens in der ideengeschichtlichen Kontinuität bellizistischer, von einem Primat der »Wehrhaftigkeit« ausgehender Denkstile und Deutungsmuster.



**Tradition und Traditionsverständnis in der Deutschen Luftwaffe.**

Geschichte – Gegenwart – Perspektiven

Im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes  
herausgegeben von Heiner Möllers

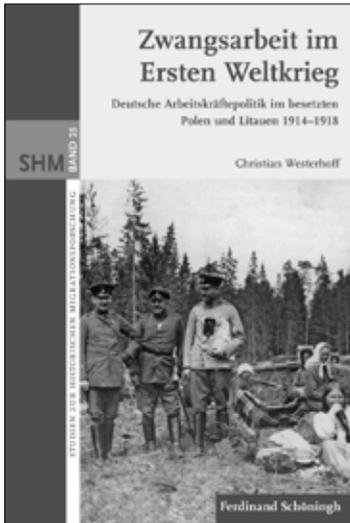
Potsdam: MGFA 2012

64 S.  
(= Potsdamer Schriften zur Militärgeschichte, 16)

7,90 Euro  
ISBN 978-3-941571-17-4

Das Selbst- und Traditionsverständnis von Streitkräften unterliegt dem historischen und sozialen Wandel. In den vier Beiträgen des vorliegenden Bandes werden zentrale Aspekte des Traditionsverständnisses der Deutschen Luftwaffe thematisiert.

Der inhaltliche Bogen spannt sich von einem Rückblick auf die Problemfelder der Traditionspflege (Heiner Möllers) und der Bedeutung von »Erinnerungsarten« der Luftwaffe (Ines Schöbel) über eine kritische Bestandsaufnahme der Gegenwart (Loretana de Libero) bis zu möglichen Perspektiven des Traditionsverständnisses der Luftwaffe in der Zukunft (Eberhard Birk).



**Christian Westerhoff**

**Zwangsarbeit im Ersten Weltkrieg.**

Deutsche Arbeitskräftepolitik im besetzten Polen und Litauen 1914 bis 1918

Paderborn [u.a.]: Schöningh 2012

377 S.  
(= Studien zur historischen Migrationsforschung, 25)

39,90 Euro

ISBN 978-3-506-77335-7

– Mit Unterstützung des MGFA –

Zwangsarbeit gehört zu den dunkelsten Kapiteln der deutschen Geschichte. In Forschung und öffentlicher Debatte wird Zwangsarbeit in der Regel ausschließlich mit dem Zweiten Weltkrieg in Verbindung gebracht. Doch bereits 1914-1918 war die Rekrutierung und Beschäftigung ausländischer Arbeitskräfte im deutschen Machtbereich zunehmend von Zwang gekennzeichnet.

Christian Westerhoff schließt eine Forschungslücke, indem er erstmals die Bedingungen, Formen und Folgen von Zwangsarbeit und Zwangsrekrutierung in den besetzten Gebieten Polens und des Baltikums während des Ersten Weltkriegs in den Blick nimmt. Er schildert anschaulich, wie insbesondere die militärisch verwalteten Gebiete des Baltikums zu einem ›Laboratorium‹ der Zwangsarbeit und des ›totalen Kriegs‹ wurden.



**Volker Rößner und Helmut Hammerich**

**Die Familie Fuchs von Bimbach und Dornheim im deutschen Kaiserreich.**

Ein Lebensbild in Briefen aus dem Nachlass des Reinold Frhr. Fuchs von Bimbach und Dornheim (1845-1903). Unter Verwendung von Vorarbeiten von Monica v. Deuster-Fuchs von Bimbach und Dornheim und Wilhelm Pierau

Stegaurach: WiKommVerlag 2011

1032 S.  
(= Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte. Reihe IX: Darstellungen aus der fränkischen Geschichte, 57)

49,80 Euro  
ISBN 978-3-86652-957-1

– Mit Unterstützung des MGFA –

Wenn einmal mein Nachlaß geordnet wird, werde ich durch diese Insulten in ein schönes Licht gestellt. So wies Reinold Frhr. Fuchs von Bimbach und Dornheim (1845-1903) ungerechte Vorwürfe seiner Frau Rosa in einem Brief eher scherzhaft zurück. Schließlich konnte er nicht ahnen, dass seine Briefe und die seiner Familie aus den Jahren 1883-1905 tatsächlich einmal herausgegeben werden würden. Die ca. 900 Seiten starke Briefedition schildert das Leben des aus fränkischem Uradel stammenden kgl. bayer. Offiziers und seiner Familie und versteht sich als Lesebuch zur Kulturgeschichte des Deutschen Kaiserreichs. 1895 wurde Baron Fuchs als Experte für schwere Artillerie unter der Förderung Kaiser Wilhelms II. Vorsitzender der preuß. Artillerieprüfungskommission in Berlin. Der zeit- und sozialgeschichtliche Wert dieser Quellen liegt besonders in der Unmittelbarkeit des Geschriebenen, das nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war. Beispielhaft ist hier die Bandbreite des Lebens zwischen Karriere, Familie, Kindererziehung, Verheiratung, sozialem Auf- und Abstieg und adeligem Standesbewusstsein und Selbstverständnis nachvollziehbar und kann stellvertretend für viele Adelsfamilien gelesen werden.

## **Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit | 16 (2012) Heft 1**

### **Redaktion:**

Urte Evert (urtea@gmx.de)

Steffen Leins (steffen.leins@uni-tuebingen.de)

Carmen Winkel (cwinkel@uni-potsdam.de)

### **Redaktionsanschrift:**

Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e.V.  
c/o Dr. Carmen Winkel, Universität Potsdam, Historisches Institut,  
Lehrstuhl für Militärgeschichte/Kulturgeschichte der Gewalt  
Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam  
E-Mail: cwinkel@uni-potsdam.de

URL: <http://www.amg-fnz.de/index.php?site=zeitschrift>

Beiträge, Informationen über laufende oder kürzlich abgeschlossene Forschungsprojekte, Tagungsberichte und Ankündigungen etc. richten Sie bitte per E-Mail an die jeweiligen Redakteure unter der angegebenen Adresse. Die Redaktion behält sich das Recht vor, Beiträge abzulehnen, geteilt abzdrukken oder in Vereinbarung mit den VerfasserInnen zu kürzen.



Der Arbeitskreis Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit e.V. wurde im Frühjahr 1995 gegründet. Er hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Erforschung des Militärs im Rahmen der frühneuzeitlichen Geschichte zu befördern und zugleich das Bewusstsein der Frühneuzeit-HistorikerInnen für die Bedeutung des Militärs in all seinen Funktionen zu wecken. Das Militär steht somit als soziale Gruppe selbst im Mittelpunkt der Aktivitäten des Arbeitskreises, wird aber auch in seinen Wirkungen und Repräsentationen thematisiert. Ziel ist es, die Rolle des Militärs als Teil der frühneuzeitlichen Gesellschaft umfassend herauszuarbeiten und zu würdigen. Insofern versteht der AMG seine Arbeit nicht nur als Beitrag zur Militärgeschichte, sondern vor allem als Beitrag zur Geschichte der Frühen Neuzeit insgesamt. Der Arbeitskreis bietet ein Diskussions- und Informationsforum durch die Organisation von Tagungen, die Herausgabe der Schriftenreihe ‚Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit‘, die Zeitschrift ‚Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit‘ und die Mailingliste mil-fnz.